

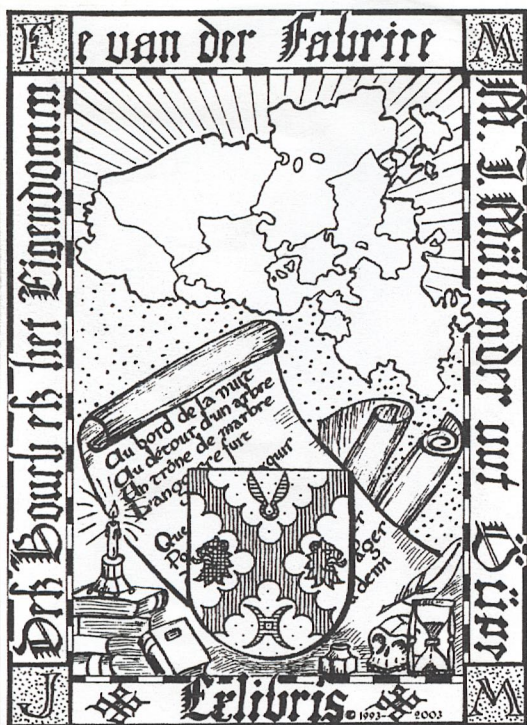
Im Göhlthal

Landschaft im Grenzraum Nordostbelgiens



ZEITSCHRIFT DER VEREINIGUNG FÜR
KULTUR, HEIMATKUNDE UND GESCHICHTE
IM GÖHLTAL

Nr. 87 — Februar 2011



Inhaltsverzeichnis

Im Göhlthal

Alfred Bertha	Zum Umschlagbild:	5
Hergenrath	Das Ravenhaus in Raeren	

Albert Janciaes	Aus Mutters Kriegserinnerungen	17
Walhorn		

ZEITSCHRIFT DER VEREINIGUNG

Henri Beckers	Neswäre	75
Kelmis		

KULTUR, HEIMATKUNDE UND GESCHICHTE

IM GÖHLTAL

Hans Paul Koll	Eine Bonner Jugendgruppe	78
Brühl	in Hauset 1936	

M. Beaufays-Schillings	Geschichten aus Kelmis zwischen 1900	91
Ladbergen	und dem Ersten Weltkrieg	

M.-Th. Weinert	Im Aquarium	94
Aachen-Forst		

Henri Beckers	De voorde va Ludwig van Beethoven	95
Kelmis		

Nr. 87

Februar 2011

Henri Beckers	Vorstandsbericht: Herbert Lennertz, 2011	98
Kelmis	Kassierin: Alfred Bertha, Bahnhofstraße 33, 4728 Hergenrath.	

Veröffentlicht mit der Unterstützung des Kulturrates der
deutschsprachigen Gemeinschaft

Herbert Lennertz	Jahresrückblick	99
Neu-Moresnet		



Vorsitzender: Herbert Lennertz, Stadionstraße 3, 4721 Neu-Moresnet.

Sekretariat: Maxstraße 9, 4721 Neu-Moresnet, Tel. 087/65.75.04.

Lektor: Alfred Bertha, Bahnhofstraße 33, 4728 Hergenrath.

Kassierer: Alfred Bertha, Bahnhofstraße 33, 4728 Hergenrath.

Postscheckkonto Nr. 000-0191053-60.

Fortis Bank: 248-0068875-35

Konto NL: AMRO-BANK: 46.37.00.090 Vaals/L

Konto BRD: Aachener Bank: 821 363 012 (BLZ 390 601 80)

Die Beiträge verpflichten nur die Verfasser.

Alle Rechte vorbehalten

Druck.: Aldenhoff, Gemmenich - 087-78 61 13.

Inhaltsverzeichnis

Das Ravenhaus in Raeren

Alfred Bertha Hergenrath	Zum Umschlagbild: Das Ravenhaus in Raeren	5
Albert Janclaes Walhorn	Aus Mutters Kriegserinnerungen	17
Henri Beckers Kelmis	Néswäremde	75
Hans Paul Koll Brühl	Eine Bonner Jugendgruppe in Hauset 1936	78
M. Beaufays-Schillings Ladbergen	Geschichten aus Kelmis zwischen 1900 und dem Ersten Weltkrieg	91
M.-Th. Weinert Aachen-Forst	Im Aquarium	94
Henri Beckers Kelmis	De voofde va Ludwig van Beethoven	95
Henri Beckers Kelmis	Wörter met I-J-K	98
Albert Heusch	Schloss Lontzen	104
Herbert Lennertz Neu-Moresnet	Jahresrückblick 2010	105

Zum Umschlagbild: Das Ravenhaus in Raeren

von Alfred Bertha

Der Aachener „Oberlehrer und Stadtbibliothekar“ Christian Quix ist in seinen „Beiträgen zu einer historisch-topographischen Beschreibung des Kreises Eupen“¹ im Anschluss an „das Gut Knoppenburg oder der Hof auf der Heid“ auch kurz auf die Höfe „Neuenbau“ und „Altenbau“ eingegangen, die nördlich von Neudorf durch Splisse aus dem Stocklehen der adligen Familie von Belven entstanden waren.

Während er den „Neuenbau“ (S. 166) als mit dem „Rauershaus“ bzw. „Ravenhaus“ identisch setzt, sehen die Kunstdenkmäler von Reiners und Neu (S. 174) das in den Lehensprotokollen des Aachener Marienstiftes genannte „Ravenhaus“ als eine Bezeichnung für das Gut „Altenbau“ an.

Ravenhaus wird in den alten Lehnspartokollen als „Schloss mit Wassergraben und Dämmen umgeben“ beschrieben. Und es hatte „dicke Türme“².

Auch in dem durch das Ministerium der Französischen Gemeinschaft herausgegebenen Verzeichnis der Kunstdenkmäler (Wallonie, Provinz Lüttich, Bd. 12/3, S. 1182-1183) wird das Ravenhaus unter der Bezeichnung „Altenbau“ aufgelistet und beschrieben.

Wie Willy Gillesen in einem detaillierten Beitrag zu „Ravenhaus“³ darlegt, handelt es sich bei den Eintragungen in den Lehnspartokollen „immer um dasselbe Gut, ob es nun „Gut van den Raeffe“, „Ravengut“, „Ravenhaus“, „Neuenbau“ oder „Altenbau“ heißt.

Genannt wird der alte Herrensitz „Ravenhaus“ in den Lehnspartokollen erstmals 1420 als „das Gut van den Raeffe“. Spätere Formen sind „Ravengut“, „Ravenhuysen“, „Raven haoff“, Gut Raef“ u. a. In der preußischen Zeit findet sich durchweg die Form „Rabenhaus“.

Wie die meisten Güter unserer Gegend gehörte auch Ravenhaus dem Aachener Marienstift und ist wohl, wie Quix darlegt, durch Teilung des Stocklehens Belven entstanden.

¹ Aachen, 1837, Verlag J. A. Mayer, Nachdruck 1978.

² Quix, S. 166

³ „Ravenhaus - Ein alter Herrensitz 1420-1920“ in Geschichtliches Eupen, Bd. V, 1971, S. 75-95.

Als Erbauer der rd. 450 Jahre alten Wirtschaftsgebäude kommen nach W. Gillessen nur Symon Bertolf van Belven und dessen Ehefrau Guet/Goede/Margaretha (Gudula?) van der Heyden gen. Belderbusch in Frage, deren Wappen über dem Eingangstor zu Ravenhaus zu sehen sind.



Wappen der Bertolf von Belven



Wappen der van der Heyden
genannt Belderbusch



Allianzwappen Bertolf v. Belven - van der Heyden
(aus Kohnemann M., Auflagen, S. 73)

Wie aus den Lehnprotokollen des Aachener Marienstiftes hervorgeht, vergrößerte Symon van Belven zwischen 1566 und 1574 durch zahlreiche Zukäufe das Areal des Ravenhofes, so dass, wie W. Gillesen dazu bemerkt, „die alten Gebäude nicht mehr ausreichten und durch neue und größere ersetzt werden mussten. Den Umständen entsprechend können wir als das Jahr der Vollendung etwa 1570 annehmen.“

Die Wappen Bertolf von Belven und von der Heyden zieren das Eingangstor zu Ravenhaus.

Willy Gillesen weist zum Vergleich auf ein Allianzwappen Simon Bertolf v. Belven - Guet van der Heyden gen. Belderbusch, das sich im Hetjens-Museum in Düsseldorf auf einem Raerener Krug befindet (Abbildung in Hellebrandt, Raerener Steinzeug, S. 110 und M. Kohnemann, Auflagen auf Raerener Steinzeug, S. 73).

In der Folgezeit wurde das neue Ravenhaus sehr häufig in den Lehnregistern als „Gut Ravershausen genannt Neubau“ bezeichnet.

Nicht zu verwechseln ist Ravenhaus mit dem Gutshof „Neuenbau“ an der alten Aachener Gasse (Römerstraße), der erst zwischen 1785 und 1851 an Ravenhaus gekommen sein muss und der 1744 von den Eheleuten Willem Steenmetzer und Johanne Kreyz erbaut wurde. Die Jahreszahl 1744 sowie die Namen der Erbauer liest man im Türsturz („W STENM. I. KREIZ“).

Einige wenige der Lehnregistereintragungen wollen wir hier einfügen.

Am 7. April 1598 empfängt Dieterich Bertolf van Belven „Sitz, Erbe und Gut Ravershausen gen. Neubau nebst den zugehörenden Gütern“.

Am 8. Mai 1647 empfängt Freifrau von Palant nach Tod ihres Vaters Dieterich von Belven das Gut Ravershausen genannt Neubau, das dieser am 7. April 1598 empfangen hatte. Zudem 1/5 der Güter zu Belven, mit denen der Vater am 7. April 1598, und 190 Morgen in dem Langebend, mit denen er am 6. März 1606 belehnt worden war.

Nach einem Urteil des Rates von Brabant gegen Freifrau Elisabeth van Belven ging Ravenhaus („das Gut Neuenbau“) am 3. Oktober 1647 in öffentlichem Verkauf an die Priorin des Klosters St. Leonard zu Aachen.

Am 28. April 1698, bei einem Verkauf von Belven, wird das Gut Ravenhaus als ein Spliss von Belven bezeichnet, der 1/9 des Stockgutes umfasst.

Als der Raerener Pfarrer Peter Jak. Grossmeier 1693 ein Haus- und Einwohnerverzeichnis seiner Pfarre anlegte, registrierte er auf Raven-

⁴ Coels, Lehensregister, S. 696

haus nur eine Familie Steinmetzer mit dem Ehemann Derich (Diedrich), der Ehefrau Anna geb. Kerst, deren noch unverheirateter Schwester Barbara sowie der aus dem Monschauer Land stammenden Magd Catharina.

Bewohnt war nur der Neubau. Das alte Herrenhaus stand leer.

1784 trennt sich das Aachener Kloster von seinem Raerener Besitz, der durch Verkauf an die Eheleute Peter Schöffers (auch Schieffer) und Petronella Egyptien übergeht. Die „Bauten, Weiden, Büsche und Ödland genannt Nieuwenbouw“ haben eine Größe von 53 Bundern, 2 Morgen und 5 Ruten (1 Bunder = 0,87 ha). Peter Schöffers starb um 1826. Nach dem Tode seiner Ehefrau hatte er in zweiter Ehe deren Schwester (?) Maria Carolina Egyptien geheiratet. Das Gut Ravenhaus hat Familie Schöffers selbst bewohnt und wohl auch bewirtschaftet. In der Gemeindecronik von Raeren findet sich unter dem 28. November 1838 die Eintragung: „...starb in hiesiger Gemeinde Maria Carolina Egyptien, Wb (= Wittib) von Peter Schyffer in einem Alter von 90 Jahren. Dieselbe konnte bis kurz vor ihrem Tode noch täglich zur Kirche gehen, war seit ungefähr 12 Jahren Wittib und früher mit ihrem Ehemanne Eigentümer und Bewohner des hiesigen Gutes Altenbau.“

Zu Beginn der preußischen Zeit erwarb Johann Gerhard Hüffer diese Liegenschaften. An ihn erinnern die Maueranker mit der Jahreszahl 1819 und dem Namen JG Huffer an der langen Front des zweiten Pachthofes. Dies weist den Eupener Tuchfabrikanten (und von 1818 bis 1820 auch Bürgermeister seiner Heimatstadt) als Erbauer dieses Hofes aus.

Dessen Sohn, Anton Wilhelm Hüffer, war ebenfalls Tuchfabrikant zu Eupen. Von diesem (oder dessen Nachfolger) stammt das ursprünglich schlichte Herrenhaus.

Anton Wilhelm Hüffer verdanken wir auch die Anlage des schönen Parks „in englischer Art“ (Quix) mit der Fichten- und Ulmenallee nach Ravenhaus. Ein bei dem Gastwirten Friedrich Schumacher am 9.12.1868 stattgefundener Holzverkauf weist darauf hin, dass wohl vorwiegend schnell wachsende Pappeln die Allee nach Ravenhaus gesäumt haben.

1822 wurden 15 Parzellen Gemeindewald auf der Flur R overt, insgesamt 128 Morgen, durch Landrat von Scheibler an Gerhard Johann Hüffer verkauft, der 1823 verstarb. 1834 heißt es in einer Verkaufsanzeige im Korrespondenzblatt „Altenbau im Rover, Eigentum des Herrn Hüffer“.

Durch die Heirat der Tochter des vorgenannten Anton Wilhelm Hüffer, Julia Hüffer, mit dem Bergwerksdirektor Ernst Jeghers ging das

Raerener Landhaus mit den dazu gehörenden Gütern nach dem Tode von Anton Wilhelm Hüffer (17.4.1868) an die Familie Jeghers-Hüffer über. Anton Wilhelm Hüffer hatte, wie W. Gillessen eruieren konnte, seine letzten Lebensjahre bei seiner Tochter in Ruhrort verbracht.

Der Schwiegersohn Ernst Jeghers starb am 30.1.1879. Er hat am Herrenhaus von Ravenhaus bedeutende Umbauten vornehmen lassen.

Häufig wird das Ravenhaus im Zusammenhang mit Holzverkäufen genannt. So ließ Ernst Jeghers, „jetziger Besitzer der von dem verlebten Herrn Commerzienrat Hüffer herrührenden Güter“, öffentlich auf Kredit verkaufen „200 Pappeln, stehend in der Allee von Rovert nach dem Gute Altenbau (Rabenhaus) bei Raeren. Diese Bäume haben einen Durchmesser von 8-16 Zoll und eine Höhe von 40-50 Fuß. Nähere Auskünfte gibt der Verwalter Herr Hammelrath auf Altenbau“. (Korr.-Bl. v. 18.11.1868, Notar Lautz).

Aus der Zeit, wo Familie Jeghers Ravenhaus bewohnte, ist uns der Name einer Pächterin bekannt. Die Witwe Adolph Renardy wird in einer Verkaufsanzeige vom 24.3.1877 genannt. Am 27.3.1877 ließ sie „verziehungshalber, an ihrer Wohnung auf dem Gute Ravenhaus, auch Altenbau genannt, bei Raeren, auf Credit gegen Bürgschaft öffentlich verkaufen:

2 schöne Ackerpferde, Wallache, 4 und 2 Jahre alt, 22 schöne Kühe, wobei eine leere, größtenteils limburgischer und nordholländischer Rasse, 5 Rinder, mehrere Zuchtkälber, 1 Mutterschwein mit 9 jungen Schweinchen von 6 Wochen, 9 Hühner nebst Hahn, alles Pferdegeschirr als: Hahnen, Zügel, Sattel, Hinterhahnen, Baumseil, Ketten usw.

Sodann eine lange Karre mit breiten Rädern und eiserner Achse, 1 Schlagkarren, 1 Dombasle- und 2 Reitpflüge, 3 Eggen, wobei eine eiserne, 1 Häckselsmaschine, fast neu, 1 Wannmühle, 1 Ritsche und sonstiges Handarbeits- und Feldgeschirr, ferner Haus- und Kellermobilar als: Tische, Stühle, Canapee's, Schränke, 1 Glasschrank, 2 Öfen, Kupfer- und Porzellangeschirr, 200 hölzerne Milchnäpfe, 40 Käsebecken, Milch- und Waschbüten etc.

Ankäufer von Rindvieh können dasselbe mit Ausnahme der Kälber bis zum 30. April d. J. auf dem Gute belassen und erhält dasselbe selbst durch die Verkäuferin unentgeltlich Futter und Pflege wie bisher, wobei dem Ankäufer gestattet wird, sich zu jeder Tageszeit von der richtigen Behandlung und Fütterung zu überzeugen und bleibt es demselben unbenommen, sein Vieh jeden Tag wegzunehmen.“

Großer Mobilarverkauf auf dem Gute Ravenhaus, in der Gemeinde Naeren.

Auf Ansehen der Frau Wittwe Ernst Jeghers
Julia geborene Hüffer, Rentnerin und Gutsbe-
sitzerin zu Ravenhaus wohnend wird der Unter-
zeichnete

am Donnerstag den 23. Oktober, 1879
Vormittags 9 Uhr,

auf dem Gute Ravenhaus folgende Mobilarge-
genstände als:

Eische, Stühle, Bettladen, Commoden
Kleiderschränke, Waschtische, Bad- und Kü-
chengeräthe, einen großen Kochherd, Matrazen,
Kissen, Bettdecken, mehrere Bettstellen, Mehl-
listen, Gartenmöbel, Fischereigeräthe, 2 fast
neue Kinderwagen, 1 großer Kronleuchter,
Lampen, Ofen, Waschbütten, verschiedenes
Porzellan, Apfeltraut und Apfelessig, ferner 2
Schwäne, 1 Bolderwagen u.

Öffentlich meistbietend gegen gleich baare Zahlung
verkaufen.

Eupen, den 17. Oktober 1879.

Le Sanne, Notar.

Fortsetzung

des großen

Mobilar-Verkaufes

auf dem Gute Ravenhaus
in der Gemeinde Naeren.

Auf Ansehen der Frau Wwe. Ernst Jeg-
hers, Julia geb. Hüffer, Rentnerin und
Gutsbesitzerin zu Ravenhaus wohnend, wird der
Unterzeichnete

am Montag den 27. Oktober d. J.
und nöthigenfalls an den darauffolgenden Tagen
jedesmal Vormittags um 9 Uhr anfangend,
folgende Mobilargegenstände, als:

Eische, Stühle, Bettladen mit vollstän-
digem Bettzeug, Pferdehaar-Matrazen, Kif-
sen u. Bettdecken, Commoden, Kleiderschränke,
1 großen Spiegelschrank, Waschtische, Man-
tel- und Säulendöfen, 1 großen Kochherd,
Bad- und Küchengeräthe, Mehllisten, Gar-
tenmöbel, Fischereigeräthe, Waschbütten, 1
fast neuen Kinderwagen, 1 großen Kronleuch-
ter, mehrere schöne Lampen, verschiedenes
Porzellan und Gläser, 1 Partie sortirte
Weinflaschen, 1 Bücher-Bibliothek, 2 Del-
druckbilder, Apfeltraut u. Apfelessig, 1 Kraut-
presse, 1 große Anzahl ausgestopfter Vögel,
ferner 2 Schwäne, mehrere schöne Lorbeer-
bäume, Stier- und Blumenpflanzen sowie 7
Mistbeefenster und 1 Bolderwagen u. m. a.
Öffentlich gegen gleich baare Zahlung verkaufen.

Eupen, den 25. Oktober 1879.

Le Sanne, Notar.

Verkaufsanzeigen

Korr.-Blatt vom 22.10.1879 bzw. 25.10.1879

Nach dem Tode von Ernst
Jeghers ließ die Witwe am
17.2.1879 „in der Umgegend
von Ravenhaus“ 2 Eichen
und 12 Buchen „von bedeu-
tender Stärke und Länge“
sowie „an der Rover-Allee
ca. 200 Kiefernstämme und
Stangen zu Bau- und Gruben-
holz geeignet“ versteigern.
Herr Hammelrath auf Raven-
haus werde auf Verlangen das
Holz anweisen. (K. Bl. vom
8.2.1879).

Während man die Ära Hüf-
fer Vater und Sohn als eine
für Ravenhaus recht glück-
liche Zeit bezeichnen kann,
weiß man von Familie Jeg-
hers, dass nicht alles Gold
ist, was glänzt. Die Familie
hatte mehrere Töchter und ei-
nen Sohn, der im preußischen
Heer als Offizier diente. Es
geht von diesem die Rede, er
habe das elterliche Vermögen
im Glücksspiel verloren.

Aus einigen Verkaufsan-
zeigen im Korrespondenz-
blatt des Kreises Eupen (22.
und 25.10.1879) ersehen wir,
dass die Witwe Ernst Jeg-
hers, Julia geb. Hüffer, nach
dem Tode ihres Mannes nicht
mehr lange auf Ravenhaus
gewohnt hat. Das gesamte
Mobilar wurde in zwei Ver-
kaufssitzungen auf Anstehen
der Witwe am 23. bzw. 27.

Oktober 1879 durch den Eupener Notar Le Hanne „öffentlich meistbietend gegen gleich bare Zahlung“ verkauft.

Ein Blick auf die zum Verkauf kommenden Gegenstände zeichnet das Bild einer großbürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts. Es werden in der ersten Verkaufsanzeige (23.10.1879) aufgelistet:

Tische, Stühle, Bettladen, Commoden, Kleiderschränke, Waschtische, Back- und Küchengeräte, ein großer Kochherd, Matratzen, Kissen, Bettdecken, mehrere Bettstellen, Mehlkisten, Gartenmöbel, Fischereigeräte, 2 fast neue Kinderwagen, 1 großer Kronleuchter, Lampen, Öfen, Waschbüten, verschiedenes Porzellan, Apfelkraut und Apfelessig, ferner 2 Schwäne, 1 Bolderwagen etc.

Da die Fülle der Gegenstände eine Aufteilung derselben in zwei Lose notwendig machte, folgte ein zweiter Verkauf am Montag, dem 27.10.1879. Die Verkaufsanzeige listet auf:

Tische, Stühle, Bettladen mit vollständigem Bettzeug, Pferdehaarmatratzen, Kissen und Bettdecken, Commoden, Kleiderschränke, 1 großen Spiegelschrank, Waschtische, Mantel- und Säulenöfen, 1 großen Kochherd, Back- und Küchengeräte, Mehlkisten, Gartenmöbel, Fischereigeräte, Waschbüten, 1 fast neuen Kinderwagen, 1 großen Kronleuchter, mehrere schöne Lampen, verschiedenes Porzellan und Gläser, 1 Partie sortierte Weinflaschen, 1 Bücher-Bibliothek, 2 Öldruckbilder, Apfelkraut und Apfelessig, 1 Krautpresse, 1 große Anzahl ausgestopfter Vögel, ferner 2 Schwäne, mehrere schöne Lorbeerbäume, Zier- und Blumenpflanzen sowie 7 Mistbeetfenster und 1 Bolderwagen etc.

Frau Jeghers verbrachte ihren Lebensabend „in sehr bescheidenen Verhältnissen“ in Köln, wo sie am 4. April 1894 verstarb.

Auch Ravenhaus und die Pachthöfe wechselten den Besitzer. Häuser und Ländereien gingen durch Kauf an den Kölner Baron Jakob Mumm von Schwarzenstein, der als „Kaufmann und Gutsbesitzer“ auftritt und nur selten auf Ravenhaus wohnte. Schon 1895 trennte er sich erneut von seinem Raerener Landhaus. An ihn erinnern nur noch einzelne Grenzsteine mit den Initialen JvM. (Jakob von Mumm). Sein Name findet sich im Korrespondenzblatt nur ein einziges Mal, und zwar im Zusammenhang mit einem auf Anstehen des Barons am 22. Januar 1880 in Raeren, im Hotel zur Post, durchgeführten Holzverkauf, wobei „gefälltes Holz in der Umgebung von Ravenhaus, im Biester und an der Rover-Allee“ versteigert wurde.

Nächste Besitzer waren die sehr begüterten Eupener Tuchindustriellen Sternickel und Gülcher. Viktor Sternickel, dessen Frau eine ge-

borene Gülcher war, hatte als Landwirt in Ungarn praktische Erfahrungen gesammelt. Während die Vorbesitzer Ravenhaus meist nur als Sommerresidenz genutzt hatten, nahm Familie Sternickel dauernd hier Wohnung.

Schon 1899 trennten sich Sternickel und Gülcher von Ravenhaus, das mit allen Ländereien an den Kommerzienrat Adolf Kirdorf (1845-1923) überging. Der aus Mettmann stammende Kirdorf war Generaldirektor des Hüttenwerkes Rothe Erde. Seinen ersten Wohnsitz hatte er in Burt-scheid, die Sommermonate verbrachte er jedoch zumeist auf seinem Raerer Landsitz.

Kirdorf vergrößerte seinen Besitz durch Zukauf einer an der Straße von Neudorf nach Belven gelegenen wiese von nahezu 6 ha. und errichtete 1900/1901 den so genannten Oberhof (von Ravenhaus aus gesehen war es der höher gelegene Hof) mit einer Betriebsfläche von ca. 19 ha. Dieser neue Hof wird öfters völlig unrichtig auch als "schwarzer weier" bezeichnet. Er wurde am 1. Mai 1901 bezogen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts bot das Herrenhaus mit dem von vier Säulen getragenen Balkon, den Ziergiebeln des Mansarddaches und der Obergeschosfenster im Mitteltrakt und den flankierenden Seitentrakten unter Flachdach ein ganz auf Symmetrie abgestimmtes Erscheinungsbild.

Das Haus besaß zeitweilig auch eine Hauskapelle. Als Hausgeistlicher fungierte u. a. Josef Sittard, der am 18.3.1862 die Rektorstelle am Heidberg in Eupen übernahm.

Ende 1870 war die Kapelle nicht mehr vorhanden.

* * *

Wenn die Flagge vom Dach des Herrenhauses eingezogen war, wurde damit die Abwesenheit der „Herrschaft“ signalisiert. Unter dem Personal hatten der Verwalter und der Förster besonders viel Verantwortung. In der Erinnerung sind die Namen der Verwalter und Gärtner Oberbach und Hammelrath lebendig geblieben. Sie gaben nach wenigen Jahren ihren Dienst (zu anspruchsvoll?) auf. Der nächste Verwalter war Werner de Clercq, der den Eifelhof erwarb.

Der einzige lebende Zeuge dieser alten Zeit ist die mächtige Eiche vor dem Tor, die einen Stammumfang von ca. 420 cm aufweist und somit rd. 400 Jahre alt sein kann.

In jenem Jahre gehörten 6 stattliche Pachthöfe zu Ravenhaus, und zwar

- Gut Neuenbau, Pächter: Johann Josef Keutgen und Gertrud Cor-
mann;
- Gut Merols, Pächter: Hermann Kohl-Egyptien;
- Oberhof, Pächter: Willy Gillessen;
- Eifelhof, Ecke Kinkebahn, Pächter (dann Eigentümer) Werner de
Clercq und Anna Croe;
- zwei Höfe „Ravenhaus“ bewirtschaftet durch die Familien Menni-
cken-Kohl und Pauquet-Klinkenberg.

Die Pächterfamilien waren häufig über mehrere Generationen auf diesen Höfen. Über die Art der Bewirtschaftung (Ackerbau, Viehzucht und Milchwirtschaft) lassen sich aus Verkaufsanzeigen im Korrespon-
denzblatt des Kreises Eupen einige Schlüsse ziehen. Nehmen wir ein
paar Beispiele des Gutes „Altenbau“.

Der erste uns namentlich bekannte Pächter ist Peter Joseph Kriescher,
der am 17.4.1839 in seiner Wohnung „auf dem Alten Bau“ seinen ge-
samten Viehbestand durch Notar Schüller verkaufen lässt. Kriescher
hatte eine stattliche Herde von 24 Milchkühen, 4 Rindern und 1 Stier.

1 Ackerpferd, 1 Fohlen und 9 Faselschweine vervollständigten die
Tierhaltung.

Der „Fuhrpark“ besteht aus nur einem Fruchtwagen und 1 Karren.
Dass Kriescher auch noch etwas Ackerbau betrieben hat, zeigt der Ver-
kauf von 200 Fass Saathafer und 1 Partie Kartoffeln.

Nach dem Tode ihres Mannes bleibt die Witwe Kriescher noch einige
Jahre auf dem Altenbau, wo sie weiterhin Ackerbau und Viehzucht be-
treibt. Erst am 18.4.1844 kommt es zu einem Vieh- und Mobilarverkauf,
der darauf hindeutet, dass die Witwe den Altenbau definitiv verlassen
hat.

Der zum Verkauf kommende Viehbestand zählte 17 Milchkühe und 3
Rinder. Dazu kamen 8 Faselschweine.

Ackerbau hatte man bis dahin ebenfalls betrieben, denn zum Verkauf
kam „1 ganz neuer zweispänniger Pflug mit eiserner Achse, 1 Karren, 1
Welle und 1 Wannmühle (Getreidereinigungsmaschine).

1 Butterfass, 1 Wasserkarre, 1 Partie Hafer, Kartoffeln und Brennholz
sowie „alles Haus- und Kellergerät“ standen ebenfalls auf der Verkaufs-
liste. Die als „Kellergeräte“ bezeichneten Objekte dienten in der Regel
der Käseherstellung.

Auf Familie Kriescher folgte auf Altenbau die Familie Heyeres, wie
aus einer Verkaufsanzeige vom 12.3.1847 hervorgeht. Die Witwe Hey-

eres (ihr Mann Johann Peter Heyeres war am 20. November 1842 im Alter von 90 Jahren verstorben) ließ am 26.3.1847 in ihrer Wohnung auf dem Altenbau ihren Viehbestand (15 Kühe und 3 Rinder) öffentlich verkaufen. Dazu noch 2 Pferde, 80 Fass Hafer (1 Fass entspricht etwa 30 l) 1 Partie Kartoffeln und Wicken, 1 Hausuhr und 1 Schrank.

Ein im Korrespondenzblatt des Kreises Eupen vom 15.3.1851 angekündigter „Vieh- und Karrenverkauf“ nennt als Pächter auf dem Altenbau Johann Franz Cordonnier, der am 10.4.1851 durch Notar Schüller 23 tragende Kühe und 1 leere, 2 Stiere, 1 schönes starkes Ackerpferd nebst Geschirr sowie 1 fast neue zweispännige Karre mit vierzölligen Rädern, 1 ganz neue Schlagkarre und 1 neue Wannmühle verkaufen ließ.

Zeitweilig hat der Besitzer von Altenbau, Kommerzienrat Hüffer, auch selber Landwirtschaft betrieben. Eine Verkaufsanzeige im Korrespondenzblatt vom 26.8.1865 weist darauf hin, dass der Herr Kommerzienrat Hüffer auf seinem Gut Altenbau bei Raeren „wegen Einstellung der Landwirtschaft“ ein Pferd und Ackergerätschaften öffentlich durch Notar Schüller verkaufen lasse. Das Pferd sei „zu jedem Gebrauch tauglich“.

Als Pächter auf dem Altenbau ist 1850 Peter Josef Mennicken belegt. Im Anschluss an den hiervor im Auftrag von Hüffer durchgeführten Verkauf ließ Mennicken 1 achtjähriges Pferd und 1 einjähriges Fohlen, 5 Kühe, 2 Schweine, 50 Fass Saathafer, 20 Fass Gerste, 1 Partie Kocherbsen, Wicken und Kartoffeln durch den Gerichtsschreiber Koferrath öffentlich meistbietend auf Kredit gegen Bürgschaft versteigern.

Dazu kamen 2 Langkarren mit eisernen Achsen und vierzölligen Rädern, 3 Schlagkarren, worunter „eine ganz neue mit neuer Spurweite“, 1 Schlagkarre ohne Räder, 3 Schlitten, 3 Pflüge, wobei ein englischer Dombasle-Pflug⁶, 2 eiserne und 2 hölzerne Eggen, 1 Wannmühle, 1 Ritsche, 1 eiserner Rechen mit Rädern (von Croskill), 1 steinerne Welle, 1 Haferquetschmühle, mehrere Büten, 2 vollständige Pferdegeschirre und viele andere Ketten, 2 Butterfässer, wovon ein ganz neues, und verschiedene Hausgeräte.

Eine weitere Anzeige vom 8.3.1856 zeigt, dass Frau Mennicken nach dem Tode ihres Mannes auf dem Altenbau geblieben ist und erst 1856 einen großen „Vieh-, Mobilar- und Fruchtverkauf“ durch Notar Schüller durchführen lässt. Öffentlich verkauft wurden am 18.3.1856: 3 Ackerpferde, 4 Faselschweine, 3 lange Karren mit breiten Rädern und Leitern,

⁶ So benannt nach dem französischen Agronom Dombasle

1 Schlagkarre mit breiten Rädern, 2 Pflüge, wobei ein sehr schwerer, 2 Eggen, 1 Welle, 1 Schlitten, schwere und leichte Ketten, sämtliches Pferdegeschirr, 1 Partie Nutzholz, worunter Karrenhölzer sind, 300 Fass schöner Saamhafer (= Saathafer), 50 Fass Saamgerste, 6 Fass Erbsen, 1 Partie Kartoffeln, 300 Pfund gutes Schweinefleisch und Schweinefeder⁷.

Auffallend ist, dass Frau Mennicken die Milchviehhaltung wohl schon früher eingestellt hat.

Nach dem Tode des Pächters Johann Joseph Keutgen i. J. 1866 ließen die Erben am 27.4.1866 den Nachlass auf dem Altenbau durch den Eupener Notar Lautz verkaufen. Dazu gehörten 24 Milchkühe. An Jungvieh werden nur 4 Rinder und 3 Kälber aufgeführt, dazu ein Stier der limburgische Rasse.

Keutgen hat offensichtlich das Schwergewicht auf die Milchwirtschaft gelegt. Zur Verarbeitung der Milch und zur Käseherstellung besaß er 200 Milchnäpfe, 50 Käsebecken, Käseplanken, 1 Butterfass, „Buttertinnen“ und mehrere andere „Tinnen“ (Tin = großer, metallener Kübel).

Keutgen bewirtschaftete den Hof mit 2 Pferden, besaß mehrere Karren (eine lange, 2 Schlagkarren, 1 zweispännige mit breiten Rädern), 1 Dombasle-Pflug, 1 Reitpflug (= Pflug mit Sitz) und 1 Welle.

Da noch keine mineralische Düngung eingesetzt wurde, kam es nach einer gewissen Anzahl von Jahren auf den Wiesen und Weiden zu Bodenerschöpfungserscheinungen. Diesem musste der Pächter durch „Brechen“, d. h. Umpflügen, derjenigen Gründe und Wiesen, „die nicht mehr in gehörigem ertragsfähigem Zustand sich befinden“ entgegen wirken.

In einem durch Herrn Gillessen in seinem Beitrag über Ravenhaus zitierten Pachtvertrag vom 20. November 1857 (es handelt sich um Änderungsnachträge eines bestehenden Vertrages) zwischen Anton Wilhelm Hüffer einerseits und den Eheleuten Johann Joseph Keutgen und Gertrud Cormann andererseits, wird in Artikel 3 genau vorgeschrieben, wie der Pächter vorzugehen habe.

Es heißt da, „auf Verlangen des Herrn Verpächters“ solle der Anpächter gehalten sein, von nicht mehr ertragsfähigen Böden alljährig 4 bis 6 Morgen zu brechen, diese im ersten Jahre mit Guano (= Seevogelmist, als Phosphatdünger genutzt) zu düngen und mit Hafer einzusäen; sodann im folgenden Jahre dieselben mit Stalldünger zu bestellen und mit

⁷ Aus der Schweinefeder wurde durch Erhitzen das Schmalz gewonnen.

„harten Früchten“ einzusäen, und durch Einstreuen von hinlänglichem Grassamen und 6 bis 8 Pfund wildem Kleesamen wieder in gute Wiesen zu verwandeln.“

Der Verpächter verpflichtete sich, dem Pächter den notwendigen Guano zum Selbstkostenpreis zu liefern; allerdings war die Kaufsumme mit jährlich 10 % zu verzinsen.

Der für Deutschland unglückliche Ausgang des Ersten Weltkrieges bedeutete für viele deutsche Eigentümer von Landgütern im nunmehr belgischen Grenzgebiet den Verlust ihres Besitzes in Neubelgien. Ravenhaus entging der Beschlagnahme dadurch, dass von Kirdorf drei der vier „außen liegenden“ Höfe an die derzeitigen Pächter und den vierten an den Gutsverwalter verkaufte.

Auch von dem Herrenhaus mit dem Park und den zwei anliegenden Höfen (insgesamt 70 ha 92 a trennte sich von Kirdorf schweren Herzens. Dieses Areal wurde 1923 in zwei ungleich große Höfe gespalten.

Bei einem der zahlreichen Feindflüge der Royal Air Force (RAF) gegen Deutschland und speziell gegen Aachen, bei dem in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1943, von 1,45 Uhr bis 2,42 Uhr ca. 200 Flugzeuge im Einsatz waren, wurde auch eine Brandbombe über Raeren abgeworfen, wo sie das Ravenhaus traf. Das Haus ging in Flammen auf und steht seitdem als mahnende Bauruine in der Wiesenlandschaft.

Aus Mutters Kriegserinnerungen

von Albert Janclaes

Ein Kindheitstrauma

Eingangs möchte ich von einer Begebenheit berichten, welche ich im zarten Alter von gerade drei Jahren erlebte. Dieses Ereignis stellt meine früheste Kindheitserinnerung dar und fügt sich in die nachfolgenden Kriegserinnerungen meiner Mutter ein.

Es muss ein Frühsommerabend gewesen sein, denn die zu schildernde Szene spielte sich nach Einbruch der Dunkelheit ab; aber es war immer noch angenehm mild.

Angst hatte ich nicht, denn meine Mutter stand hinter mir und ihre Hände ruhten auf meinen Schultern. Wir standen beide mit dem Rücken zur Eingangstüre eines Hauses und gegenüber erkannte ich den eindrucksvollen Bau der Walhorer Kirche.

Links und rechts von uns standen weitere Menschen, die ich aber nur schemenhaft wahrnehmen konnte. Aber selbst wenn ich sie deutlicher hätte wahrnehmen können, hätte ich vermutlich kein bekanntes Gesicht erkennen können, denn mein Leben hatte ich bis dahin recht einsam als Einzelkind auf unserem Hof im Walhorer Feld verlebt.

Jetzt aber blickte ich verwundert auf eine große Menschenmasse, die im Halbrund vor uns Aufstellung genommen hatte. Viele von ihnen sollten Fackeln in den Händen gehalten haben, aber daran kann ich mich nicht erinnern.

Die Menschen verhielten sich ruhig, so dass die Szenerie nichts Gespenstisches an sich hatte und ich auch keine Angst verspürte.

Linker Hand von dem Haus, vor dem wir standen, ragte eine kleine Gruppe riesiger Pappeln in den Himmel. Darunter muss wohl ein Podest aufgebaut gewesen sein. Möglicherweise war es auch nur ein Tisch oder ein Stuhl. Es muss wohl so gewesen sein, denn der Mann, der zu den versammelten Menschen sprach, ragte deutlich über die Köpfe der versammelten Menge. Natürlich hatte ich keine Ahnung, wer da zu der Menge sprach, noch verstand ich den Sinn der Worte.

Plötzlich jedoch sprach jemand, dessen Stimme ich kannte. Ich drehte meinen Kopf zur Seite und erkannte meinen Vater.

Doch der Tonfall seiner Stimme war eigenartig und sehr erregt. So hatte ich Vater noch nie reden gehört. Im Verlaufe seiner Ansprache

spürte ich eine zunehmende Aggression in seiner Stimme. Ich war verwirrt und begann mich zu ängstigen.

Dann vollzog sich Ungeheuerliches.

Vater zog an einem Seil, das von einer Astgabel einer der Pappeln herunterhing, und ich sah, wie ein Mensch (dass es nur eine Puppe war, konnte ich nicht ahnen), dessen Kopf in einer Schlinge hing, immer höher gezogen wurde und bald hoch über den Köpfen der Anwesenden baumelte. Besonders erschreckend empfand ich das Baumeln der Beine, für mich damals ein untrügliches Zeichen dafür, dass der Gehängte furchtbare Schmerzen zu erleiden hatte.

Wie konnte Vater so etwas tun? Mein Vater!!

Mit dem Bild vom bald still vom Baume herabhängenden Gehängten enden meine Erinnerungen an diese grausame Szene. Das Phänomen Tod war mir damals natürlich noch kein Begriff. Erfahrungen wie Angst, Schmerz, väterliche Wutausbrüche und körperliche Züchtigungen waren mir bis zu diesem Zeitpunkt noch völlig unbekannt.

Aus der diesem Ereignis vorangegangenen Zeit habe ich nur noch wenige Erinnerungsfetzen. So sehe ich uns z. B. in die leergepumpte und trockengelegte Zisterne einsteigen, über die sich heute das Arsenal der Kgl. St. Stephanus-Schützen von Walhorn erhebt.

Heute weiß ich, dass die Familie hier Schutz vor den zurückweichenden deutschen und den vorrückenden amerikanischen Truppen gesucht hat.

Doch dieses Erlebnis hatte für mich nichts Bedrohliches.

Das nächste Bild verbinde ich sogar mit höchst positiven Erinnerungen.

Vater stürmt mit mir auf dem Arm freudig erregt auf den Speicher unseres Hauses, öffnet die Dachluke und wir blicken von dort gemeinsam auf eine Kolonne schwerer Panzer, die vom Walhorer Feld in Richtung Dorf rollen.

«Sieh nur, die Amerikaner sind da! Endlich sind die Amerikaner angekommen!»

Vater konnte sich vor Begeisterung kaum fassen und seine Freude übertrug sich auch auf mich. Seitdem faszinieren mich schwere Panzer. Kein Wunder, dass ich später meinen Militärdienst in einem Panzerregiment ableisten wollte. Der Wunsch wurde mir erfüllt. Mit der Matrikelnummer 61/18.881 diente ich 1961-1962 im 1. Regiment der «Lanciers», welches zu meiner Zeit in Düren stationiert war.

Die nächsten Erinnerungsbilder haben alle mit bei uns einquartierten amerikanischen Soldaten zu tun. Ihre Vornamen sind mir noch Jahre lang in Erinnerung geblieben. Vor allem deshalb, weil sie ausgelassen mit mir spielten und mich großzügig mit Schokolade und Kaugummi versorgten.

Dann erinnere ich mich noch an eine Nacht, die wir gemeinsam mit Nachbarn im Eiskeller der ehemaligen Privatmolkerei Waldemar Funken verbrachten. Dieser Eiskeller wurde später als Garage in den Neubau Gillessen in der Ketteniser Straße 27 integriert.

Diese «Ausquartierung» hatte zwar nichts direkt Bedrohliches, aber Mutter erzählte mir später, dass wir während der Rundstedtoffensive in diesem Keller Schutz gesucht haben.

Nachdem dieses letzte Aufbäumen der Wehrmacht überwunden war und die Amerikaner ins Rheinland vorrückten, wurde Eupen zur Etappenstadt der Alliierten. Fast jeden Tag wurde gefeiert und immer war Mutter mit mir dabei.

Es war eine herrliche Zeit für Mutter und mich. Manchmal begleitete uns auch mein Vater. Ich erinnere mich noch an einige kleine Filmszenen und an die Darbietungen des Clowns auf dem Trampolin. Absichtlich ungeschickt rutschte der Clown mit einem Bein am Trampolinnetz vorbei und ich schrie voller Begeisterung: «Mama, guck, durchgefallen» in den Saal. In diesem Augenblick hatte ich die Lacher auf meiner Seite.

Für Mutter, die, wie auch Vater, von den Nazis während des Krieges wegen Schwarzschlachtens und illegaler Butterproduktion angezeigt und inhaftiert worden war, waren die Monate nach der Befreiung durch die Amerikaner eine permanente «Party». Keine Feier wurde ausgelassen. Vor allem Mutter, die ihren Erstgeborenen (Rudolf) am 21. Februar 1940 nach nur 121 Lebenstagen indirekt als Folge des Krieges verloren hatte, wollte die neugewonnene Freiheit genießen. Sie war inzwischen 31 Jahre alt und ihr bisheriges Leben war «den Umständen entsprechend» verlaufen. Aber Mutter unternahm nichts ohne mich. Ein Kind an der Hand schützte sie aber auch vor den Nachstellungen der sexuell ausgehungerten GI's.

So wird vielleicht verständlich, warum Mutter mich auch zu jener makabren Veranstaltung mitgenommen hatte. Vielleicht hatte sie keine Ahnung von dem, was ihr Mann mit seinen Freunden geplant hatte.

Für mich ging an jenem Abend jedenfalls meine bisher unbeschwerte Kindheit zu Ende.

Erst heute, im Alter von 66 Jahren, wird mir beim Schreiben dieser Zeilen bewusst, dass an diesem denkwürdigen Abend im Mai oder Juni des Jahres 1945 die Verbundenheit zu meinem Vater zerstört worden war.

Irgenwann wird der wohl auch gespürt haben, dass ich Mutters Nähe noch mehr suchte als zuvor.

Heute (2010) verstehe ich erst, dass Vater, der Logik folgend, auf mich und mein Verhältnis zu meiner Mutter/seiner Frau eifersüchtig werden musste.

Als dann am 21. März 1946 mein Bruder Raymond geboren wurde und der sich bald, im Gegensatz zu mir, zu einem strahlenden Sonnyboy entwickelte, konzentrierte er seine ganze väterliche Liebe auf meinen Bruder. Für mich und meine Mutter entwickelte sich der Bruch im Laufe der Jahre zu wachsender Ablehnung und zunehmender Aggression.

Ich habe meinen Vater seitdem nur noch schimpfend, brüllend und prügelnd in Erinnerung. Die eigenartige Familienkonstellation begünstigte eine permanente eifersüchtige Rivalität zwischen meinem Bruder und mir. Trotz aller Gemeinsamkeiten und der gemeinsam verlebten Party-Jahre blieben wir uns im Grunde doch fremd.

Mein Vater verstarb am 28. Juni 1991.

Meine Mutter verstarb am 10. September 1999, mein Bruder am 17. Dezember 2000.

Die Gräber habe ich nur ungern besucht.

Dieser große zeitliche Abstand war wohl notwendig, um Klarheit über die Zusammenhänge zu gewinnen, die mein Leben so nachhaltig beeinflusst haben. Ich kann mich glücklich schätzen, dass es mir nach Herzinfarkten (1996 und 1997) vergönnt war, zu so vielen Erkenntnissen zu kommen. Vater, Mutter und Bruder verstarben ohne diese Erkenntnisse.

Doch was war wirklich damals geschehen?

Nun, ich kann mich nicht erinnern, dass mir die Ereignisse jenes Abends und die Hintergründe erklärt worden wären. Dazu war ich meinen Eltern offensichtlich noch zu klein und unverständlich. Und in der Tat: Obwohl man mich zu diesem dramatischen Ereignis mitgenommen hatte, war ich mit drei Jahren noch nicht so weit, dass ich nachträglich dazu Fragen hätte stellen können. Also werde ich die Angelegenheit wohl verdrängt haben.

Mit der Zeit gab es, vor meiner Einschulung, vor allem im Winterhalbjahr, wenn Vater außer Reichweite war und mein Bruder seinen

Verdauungsschlaf hielt, unzählige Küchengespräche zwischen Mutter und mir. Eigentlich waren es weniger Gespräche als vielmehr Mutters Erzählungen, denen ich interessiert lauschte.

Im Mittelpunkt dieser Erzählungen standen Mutters Erlebnisse und Erinnerungen an den gerade erst überstandenen Zweiten Weltkrieg.

Erst als Erwachsener wurde mir bewusst, wie traumatisch diese Zeit für meine Eltern, vor allem für meine geliebte Mutter, gewesen sein muss.

Wie sehr das Ereignis, von dem ich oben berichtet habe, verschüttet war, mag man daran erkennen, dass es in den genannten Küchengesprächen nie zur Sprache kam.

Jahre später (ich war inzwischen verheiratet) erinnerte ich mich an Mutters Erzählungen und ihren Groll auf die Nazis. Und sie scheute sich auch nicht, Ross und Reiter zu nennen.

Auch versuchte sie, mir die verwandtschaftlichen Verknüpfungen zu erklären und mir vom Leben und Wirken der Vorfahren diesseits und jenseits der nahen Grenze zu berichten.

Anlässlich eines Besuches bat ich sie, doch einmal alles aufzuschreiben.

Mutter war erstaunt. Als sie aber begriff, wie wichtig ihre Notizen einmal in meinen Händen werden könnten, begann sie zu schreiben und hörte bis zu ihrem Tode nicht mehr damit auf.

Nach vielen Monaten überreichte sie mir dann als erstes ihre schriftlich niedergelegten Kriegserinnerungen.

Bis ich dann Zeit fand, diese erstmals zu lesen, gingen wieder einige Monate ins Land.

Aber jetzt hatte ich Unterlagen in der Hand, die es mir erlaubten, noch sehr viele konkrete Fragen zu stellen. In diesem Zusammenhang erinnerte ich mich auch jenes seltsamen Erlebnisses im Mai oder Juni 1945. Und so kam es, dass ich eines Tages von Mutter nähere Informationen zu dem grausigen Geschehen meiner frühen Kindheit erbat.

Mutter schaute mich erschrocken an und erkannte, dass sie nicht im Geringsten ahnte, dass mir diese Begebenheit in Erinnerung geblieben war.

Schließlich war ich ja damals erst drei Jahre alt gewesen.

Ihre lapidare Antwort lautete: «Ach ja, das war unsere Befreiungsfeier hier in Walhorn. Zum Schluss ist dann eine Puppe, Adolf Hitler darstellend, an der Pappel seitlich des Wohnhauses des Küsters Hubert Charlier aufgehängt worden.»

Ich war baff.

Schließlich fragte ich: «Wie konntet ihr nur?»

Mutter zuckte mit den Schultern; sie wusste einfach nicht, was sie mir antworten sollte. Ob sie später noch Überlegungen dazu angestellt hat, weiß ich nicht. Darüber gesprochen haben wir nicht mehr.

Es war damals und später auch für mich schlicht kein Thema mehr.

Bis heute.

Erst beim Schreiben dieser Zeilen wird mir bewusst, was dieses makabre Geschehen in meiner Seele bewirkt und letztlich bis heute zur Folge gehabt hat.

Doch nun zu den Kriegserinnerungen meiner Mutter¹

WIE ES DAMALS BEGANN

Als Hitler 1933 in Deutschland an die Macht kam, bildete sich in unserer Gegend unter der Tarnung eines Segelflugvereines eine nazistische Sympathiesantengruppierung. Auch die deutschfreundliche „Heimattreue Front“ wurde gegründet. Deren aktivste Werber waren sicher auch später keine Nazis - aber eben eindeutig deutsch orientiert.

Der größte politische Stänker im Ort war Hubert K., dessen Vater der Bruder der Großmutter meines Mannes gewesen war. Er war allerdings so schlau, sich auch später keiner politischen Organisation anzuschließen, doch er sorgte dafür, dass seine Frau, eine Altbelgierin, Mitglied der NSDAP wurde.

Der zweitschlimmste Stänker war Karl S.; er wohnte gegenüber dem Gemeindehaus. Zeit des Ersten Weltkrieges war er mit der Fleischverteilung im Dorf beauftragt gewesen. Spöttisch hatte er damals jede einkaufende Hausfrau zum Schluss gefragt: „Willst du auch noch ein Stück vom Nähr (Euter) haben?“ Allgemein trug er seitdem den Spitznamen „D'r Nähr“.

Als er feststellen musste, dass es für ihn in diesem Krieg kein Pöstchen gab, schimpfte er: „Das sind auch nicht mehr die Deutschen von früher!“

Ja, ja! Die breite Masse war dem Führer verfallen und glaubte später auch fest an den Endsieg. Alle erhofften sich Arbeitsplätze, Pöstchen und Pfründe. Manche sogar auf schöneren Höfen, von denen die Altbelgier vertrieben werden sollten. Sie waren ja Angehörige einer Her-

¹ Huberta Janclaes geb. Teller (* Rabotrath, 1914, † Walhorn, 10.9.1999)

renrasse - vor allem die ausgesuchten SS-Leute. Von dieser Sorte gab es fünf in unserem Dorf.

Während des Hochamtes marschierten sie mit schmetterndem Gesang durch den Ort. In Eupen turnten während dieser Zeit vor der St. Nikolaus-Pfarrkirche die BdM-Mädchen. Irgendwo war zu dieser Zeit an jedem Tag ein Aufmarsch.

Mit Hitlers Machtergreifung wurde auch mir als Neunzehnjähriger klar, dass wir mit diesem Regime unweigerlich einem neuen Krieg entgegen gingen. Beide Lager glaubten jedoch mit Überzeugung an einen Blitzkrieg. Wir, weil wir uns zu den Alliierten zählten und uns deren Schlagkraft noch aus dem Ersten Weltkrieg in Erinnerung war. Im Lager der Nazis vertraute man den Aussagen des Feldmarschalls Hermann Göring, der sagte: „Wenn ich all' meine Flieger einsetze, müssen die Vögel des Himmels zu Fuß gehen!“

.....

Fünf Jahre später, im Jahre 1938, mein Bräutigam und ich, wir waren beide 24 Jahre alt, stand unsere Hochzeit bevor. Wir kamen von einem Möbeleinkauf abends bei mir zuhause an, als alle Nachbarn bei meinen Eltern rund um den Tisch saßen und im Radio einer Rede des Führers lauschten. Natürlich nicht aus Sympathie, sondern aus einem von Angst durchmischten Interesse.

Vor allem mein Vater war bestens über Politik informiert, denn er besaß schon seit 1926 ein Radiogerät. Ihn interessierten die Nachrichten aus der ganzen Welt.

Unser Gerät war eine Bastelanlage, die uns ein Amateur hergestellt hatte. Diese Anlage bedeckte eine ganze Wand. Da konnte man mit Spulen wundervoll experimentieren und ich durfte meinem Vater dabei assistieren. Die ganze Anlage funktionierte auf Batterien, die wir aufladen konnten. Gemeinsam mit meinem Vater habe ich so manche Nacht vor der Anlage verbracht und in den Äther gelauscht, während meine Mutter längst im „Pröttel“ (= Lehnstuhl) eingeschlafen war.

Am Tage nach dieser ominösen Führerrede bekam mein Zukünftiger den Stellungsbefehl zur allgemeinen Mobilmachung. Er bat mich, zu seinen Eltern zu kommen, da sie zu diesem Zeitpunkt gerade kein Dienstmädchen hatten. Ich war bereit, diesen Job zu übernehmen und bekam so Gelegenheit, mein zukünftiges Zuhause etwas näher kennen zu lernen. Meine Freundin Fanny Loyens lachte und meinte: „Mit dem Heiraten wird es nun wohl nichts!“

„Glaubst du? In wenigen Tagen werden unsere Soldaten mit diesem Hitler schon fertig werden“, erwiderte ich.

Eines Morgens läutete es bei meinen zukünftigen Schwiegereltern Sturm.

Ganz aufgelöst vor Aufregung stand Johann Heck, der allgemein „Hecke Jennes“ genannt wurde, vor der Tür und sagte zu meiner Schwiegermutter in Spe: „Es gibt niemals wieder Krieg“!

Er hatte in den Radionachrichten von dem später berühmt gewordenen „Münchener Abkommen“ gehört. Wir schrieben den 4. Oktober 1938.

Es war gleichzeitig der 24. Geburtstag meines Bräutigams und mein eigener, denn wir waren beide am 4. Oktober des Jahres 1914 in Walhorn geboren.

Mein Bräutigam wurde daraufhin wieder aus der Mobilisierung entlassen; und ich kehrte vorübergehend wieder in mein Elternhaus zurück.

Einen Monat später haben wir dann am 3. November 1938 im engen Familienkreis in einer Vervierser Kirche geheiratet und sind gleich, nach dem Mittagessen in einem Restaurant vor Ort, von Verviers aus mit der Eisenbahn auf Hochzeitsreise ins französische Elsass gefahren, wo wir sehr schöne Tage, auch mit Tante Bäbchen und Onkel Albert Möller-Wintgens verlebt haben. Tante Bäbchen war eine Schwester meiner (Stief-) Mutter.

Druck erzeugt bekanntlich Gegendruck.

Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass in der kämpferisch geprägten Vorkriegszeit auch hier in unserer Gegend seitens der Pro-Belgier die von Léon Degrelle gegründete ultrarechte Partei der „Rexisten“ Fuß fassen konnte. Endlich eine Partei, die in der Lage zu sein schien, den Kommunisten und Korrupten im Lande in den Arsch zu treten. Da hat mein Mann, wie viele andere Altbelgier, gleich mitgemacht. Dort konnten sie ihre ganze aufgestaute Wut abreagieren. Bei den nächsten Wahlen konnten die Rexisten einen überwältigenden Erfolg verbuchen und mit beachtlicher Stärke ins Parlament einziehen. Die Jahre von 1936 bis 1938 waren fantastisch!

Nun konnte den Deutsch-Sympathisanten eine beachtliche Kraft entgegen gestellt werden.

Die REX-Versammlungen waren stets bestens organisiert und ebenfalls durch Schutztruppen aus den altbelgischen Gebieten abgesichert. Da muckte keiner mehr auf!

Die Versammlungssäle waren immer brechend voll und ich war immer mit dabei.

Wir fuhren zu jeder Versammlung, manchmal 7 bis 8 Personen in einem Auto. Aus unseren Kreisen verfügten damals nur der Hauptlehrer Marcel Thomas und Emil Lamberts aus Astenet über ein Auto.

Léon Degrelle war unser Mann, bis bekannt wurde, dass er von Hitler nach Berlin und Berchtesgaden eingeladen worden war. Jetzt erst erkannten wir, dass wir es bei Degrelle mit einem potentiellen belgischen Diktator à la Hitler, Franco und Mussolini zu tun hatten. Mit einem Schlag verlor er 2/3 seiner Anhänger. Mit dem ihm verbleibenden Rest zog er dann später für „seinen Führer“ mit einem Sonderbataillon gegen Russland.

Überall, wo er von nun an auftaucht, rief man ihm zu: „A Berlin!“ (Nach Berlin).

Ein knappes Jahr später, August 1939. Es war der Montag nach der Lontzener Kirmes. Wir waren gerade erst nach Hause gekommen, als Hubert Charlier, unser Küster und Organist sowie Sangesbruder meines Mannes, an unserer Haustür schellte. Da wir aber gerade erst nach Hause gekommen waren, verhielten wir uns ruhig und machten uns bald gemeinsam an die Stallarbeit. Kaum hatten wir mit dieser begonnen, als Hubert Charlier in der Stalltür erschien, und meinem Mann den Stellungsbefehl zur belgischen Armee brachte. Wenn ich mich recht erinnere, war er als Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr hierzu befugt. Die Feuerwehr selber war als ganze Organisation zum Schutze der Heimat erfasst worden und stellte praktisch als Bürgerwehr einen Teil der belgischen Armee dar.

Wir erfuhren, dass auch einer Reihe anderer Walhorner zu diesem Zeitpunkt der Stellungsbefehl zugestellt worden war. Mit viel Galgenhumor wurde schließlich gepackt und es war lustig anzusehen, wie mein Mann schon mit seinem Bauch durch die Uniform gewachsen war. Schließlich kam die Stunde des Abschieds und damit war ich alleine mit meinen Schwiegereltern — und im siebten Monat schwanger.

Jeden Monat bekam mein Mann fünf Tage Urlaub. Bei seinem dritten Heimaturlaub konnte ich ihn mit unserem Erstgeborenen „Rudolf“ überraschen, der am 23. Oktober 1939 das Licht der Welt erblickt hatte.

Im Februar 1940 kam mein Mann mit einer starken Grippe in Urlaub, womit er bald den ganzen Haushalt ansteckte. Außer mir lagen bald alle krank im Bett. Ich rannte von einem Kranken zum anderen. Außerdem war es grimmig kalt. Den Schwächsten erwischte es schließlich mit der

größten Härte. Unser kleiner Sohn starb am 21. Februar 1940, gerade 121 Tage alt. Es war furchtbar, mit ansehen zu müssen, wie er förmlich erstickte. Schließlich betete ich nur noch: „Herr, nimm ihn zu dir!“

Plötzlich fühlte ich mich furchtbar einsam und alleine. Selbstvorwürfe und die quälende Angst vor der unheimlichen Stille befielen mich. Ich bat schließlich eines der Mädchen der Familie Leys bei mir zu übernachten. Schließlich holte ich auch noch meine Cousine Lilly, die als junges Mädchen von der Kinderlähmung geschlagen worden war und im Rollstuhl saß, für einige Zeit zu mir. Quärend langsam schlichen die Wochen dahin, aber allmählich beruhigte ich mich doch.

Es kam der 7. Mai 1940.

Ich war mitten im Hausputz und beschäftigte mich gerade mit den Fenstern der Straßenfront, als der Mittagsbus vor unserem Haus hielt und der Fahrer mir zurief:

„Wenn ich nachher von Eupen zurückkomme, wird es wohl aus sein. Ich werde dann wohl nicht mehr kommen. Dann wird die Straße zugemauert sein!“

Tatsächlich waren in letzter Zeit an den Verkehrsknotenpunkten und Straßenkreuzungen Vorbereitungen für Straßensperren und zur Verminderung getroffen worden.

In der folgenden Nacht wurde ich gegen 5 Uhr durch Furcht erregendes, gleichmäßiges Dröhnen geweckt. Aufspringen und mit wenigen Sätzen zum Radio laufen war eins, denn ich wusste, dass der Sender Brüssel zu jeder vollen Stunde Nachrichten brachte. Unsere schlimmsten Vorahnungen wurden dann auch bald zur Gewissheit. Zum zweiten Mal innerhalb weniger Jahrzehnte fielen die Deutschen in unser Land ein. Meine Schwiegermutter jammerte:

„So was noch einmal vier Jahre mitmachen, halte ich nicht aus!“

Ich versuchte, sie zu trösten und voller Überzeugung sagte ich, dass Weihnachten sicher alles vorbei sein würde. Mein Schwiegervater war skeptischer, aber auch er war davon überzeugt, dass das westliche Kapital letzten Endes Sieger bleiben würde.

Von diesem Tag an hielt mein Schwiegervater, wie man heute so sagt, ganz schön den Kopf rein und verließ nur noch selten das Haus. Dafür wurde ich dann von ihm immer wieder ins Dorf geschickt, um am öffentlichen Aushang die neuesten Verordnungen zu studieren und für Lebensmittel Schlange zu stehen.

Drei Tage nach dem Einmarsch der Deutschen sah man in Eupen nicht nur die Segelflieger, sondern auch noch andere Gruppen und Grüppchen in Uniform durch die Stadt marschieren.

Die kleinsten Uniformträger wurden „Pimpfe“ genannt.

Als ich zufällig in Eupen war, schaute ich baff erstaunt diesem Treiben zu.

Als die Eroberungsfeier in Eupen vorbereitet wurde, hieß es sogar, der Führer werde persönlich nach Eupen kommen. Offenbar freute man sich.

Sogar die Schulkinder waren bereit, den Führer zu empfangen.

Dies geschah bereits vor der belgischen Kapitulation, während nur 40 Kilometer weiter unser Fort Tancrémont noch kämpfte. Ich war bei allem, was sich in Eupen tat, dabei und fuhr meine Antennen aus. Nebenbei gab es auch immer was zu hamstern.

Deutlich konnte man feststellen, dass die breite Masse den Altbelgiern gegenüber immer lauter und gehässiger wurde. Schon in den dreißiger Jahren mussten sich unsere Jungs, wenn sie vom regulären Militärdienst in Urlaub kamen und, wie es Pflicht war, sonntags in Uniform am Gottesdienst teilnahmen, nach der Messe unflätige Bemerkungen der Alten anhören. Doch nach dem Krieg traf man nur noch Unschuldslämmer, die angeblich nirgendwo Mitglied gewesen waren. Feierlich schworen sie, niemals mehr einem Verein oder einer Partei beizutreten - nicht einmal mehr der Marianischen Jungfrauenkongregation !

Als dann nach 18 Tagen für die belgischen Soldaten der Krieg zu Ende war, kam mein Mann nach neunmonatiger Mobilisationsabwesenheit zum Glück unverletzt nach Hause. Sogleich machte er seinen Eltern Vorhaltungen, weshalb sie nicht beizeiten für genügend Vorräte gesorgt hätten.

„Ihr musstet doch wissen, wie sehr bald alles rationiert sein würde! Ihr hattet doch alles schon einmal mitgemacht!“

Als in den ersten Tagen des Einfalles unsere Straßen von deutschem Militär verstopft waren, kamen immer wieder mal einzelne Soldaten bei uns zum Stall herein, um Wasser zu holen. Dabei schimpften sie stets darüber, dass ihr Proviant nicht wie benötigt nachrücke. Ich war gerade dabei den Stall zu schrubbten, denn das Vieh war nach den langen Wintermonaten nun wieder auf der Weide

„Schert Euch nach Hause, denn dort sitzen Eure Frauen genauso mit der Arbeit alleine da wie ich hier“, sagte ich immer wieder den Soldaten.

Unter den Soldaten waren viele, die die Väter der Jüngeren hätten sein können. Diese waren schon 1914-1918 dabei gewesen. Voller Zuversicht wollten sie in drei Tagen in Paris und spätestens Weihnachten wieder zuhause sein.

Es war die Woche vor Pfingsten und uns wurde nun auch klar, warum in den deutschen Nachrichten in letzter Zeit immer davor gewarnt worden war, zu Pfingsten zu verreisen.

Eines Abends, wir kamen gerade von einem Spaziergang heim, da gewahrten wir zwei Gestalten, die in der Dunkelheit an uns vorbei hasteten. Kurz nachdem wir das Haus betreten hatten, hörten wir aus der Richtung unserer Wiesen das Gezeter mehrerer Personen. Mein Mann ging hinaus, um nach dem Rechten zu sehen. Was war geschehen?

Zwei entflohene französische Kriegsgefangene hatten im Dorf die Gaststätte K. aufgesucht. Ausgerechnet K.! Die Wirtsleute waren daraufhin gleich zur Bäckerei Radermacher gelaufen, wo sich ein Telefonanschluss befand, um die Polizei zu alarmieren. Offenbar müssen die beiden Franzosen etwas gemerkt haben, denn sie ergriffen die Flucht. Als schließlich die Feldpolizei eintraf, beteiligten sich alle Gäste an der Suche nach den beiden Franzosen, die sie schließlich bis in unsere Wiesen verfolgten. Durch das Auftauchen meines Mannes waren die Menschenjäger kurz von ihrer Beute abgelenkt worden. Die Flüchtenden erkannten ihre Chance und versuchten, sich vom Dunkel der Nacht schlucken zu lassen. Die Meute wollte die Jagd gerade aufgeben, als der Sohn des Wirtes rief: „Ich habe sie, hier im Graben liegen sie!“ Was aus den beiden geworden ist, haben wir nie erfahren.

Aber es wurde bald offenkundig, dass in Walhorn mehrere Leute Jagd auf Flüchtlinge aus Arbeits- oder Gefangenenlagern machten, um das Kopfgeld von 100 Mark einstreichen zu können. Diese Leute schickten abends sogar ihre Kinder auf die Suche nach Flüchtlingen.

Als der Junge, der die beiden Flüchtigen entdeckt hatte, schließlich selber eingezogen wurde und den meisten klar wurde, dass dieser Krieg nicht zu gewinnen sei, unternahm sein Vater alles Erdenkliche, um ihm die Flucht zu ermöglichen und bewahrte ihn so vor einem möglichen Heldentod im Endkampf. Als dann nach dem Krieg das große Durchleuchten begann, kamen auch diese Schandtaten bei den untersuchenden Beamten zur Sprache. Ich weiß nicht, wie oft seine Mutter bei meinem Mann vorsprach, um ihn zu bitten, doch nichts Nachteiliges über ihr „B....ken“ zu sagen. Schließlich sorgte mein Mann an betreffender Stelle dafür, dass man dem Sohn K. sein Verhalten nicht anlastete, denn, so argumentierte er, der Junge sei damals erst 16 Jahre und damit fast noch ein Kind gewesen.

Was für uns, als Altbelgier, nun selber Ausländer in der Heimatgemeinde, eine Selbstverständlichkeit war, nämlich Flüchtenden zu helfen, zu beköstigen und an die nächst richtige Adresse weiterzuleiten, stand damals unter Todesstrafe.

Mit der Zeit entwickelte sich dennoch eine durchgehende Hilfskette für diese Menschen. Wir versorgten den Abschnitt von unserem Hof bis zum Hof meiner Eltern in Rabotrath.

Als mit der Zeit die Niederlage der Deutschen immer offenkundiger wurde, schaltete sich der raffinierte Wirt K. in diese Hilfskette ein. Es gelang ihm sogar, die Flüchtlinge unterwegs abzufangen, um sie dann persönlich bis zur belgischen Grenze zu bringen, nicht ohne sich vorher deren Namen und Heimatadresse geben zu lassen.

Bei der großen Säuberung nach dem Kriege trumpfte er mit diesen Anschriften auf und am Ende stand er strahlender da als jeder andere im Dorf..

Uns wäre so etwas nicht im Traume eingefallen - schon alleine, um keine verräterischen Spuren im Haus zu haben. Aber der örtliche Parteiführer hatte ja keine Hausdurchsuchung zu befürchten !

STILLE HELDEN

Die Pfadfinderin *Irma Kubben* vom Montem-Hof

Wenn einer im Dorf eine Palme als stiller Helferin gebührt, dann der *Irma Kubben*.

Die führte nachts ganze Kolonnen bis ins altbelgische Baelen. Es gab aber auch ortsansässige deutsche bzw. neubelgische Familien, die sich anständig verhielten.

Zum Beispiel die Familien Johnen und Hermens in Walhorn oder Miessen in Kettenis.

Die charakterstarken *Miessen-Söhne von Kettenis*

Diese Ketteniser Familie hatte fünf Söhne, von denen sich keiner an irgendetwas Parteilichem beteiligte. Der Geist der Kinder musste so gefestigt sein, dass sie möglichen Verhören stand halten konnten. Hatten die Kinder den Verhören stand gehalten., wurde zum Schluss noch der Vater verhört. Zu allerletzt musste das Kind oder die Kinder den Verhörenden in Gegenwart des Vaters bestätigen, dass sie aus eigenem Willen sich an keiner Parteiorganisation beteiligen wollten. Erst dann gab man Ruhe. Hätte auch nur ein Kind etwas Nachteiliges gesagt, hätte dies für die Eltern KZ bedeutet.

Alois Miessen vor dem Exekutionskommando.

Von den fünf Söhnen der Familie Miessen war Alois, der Jüngste, eingezogen worden.

Als deutscher Soldat wurde er in Frankreich vom Gegner überrollt und in einer Scheune gefangen genommen. Weil er so gut französisch sprach, hielt man ihn für einen Spion.

Man beauftragte ihn, ein Erdloch zu graben. Dann musste er sich aufstellen und anbinden lassen. Längst war ihm bewusst, was mit ihm geschehen sollte.

In allerletzter Minute kam ihm der rettende Gedanke und er rief: „Ich bin Belgier“!

Da trat ein Dolmetscher auf ihn zu und er konnte sich erklären.

Die jüdische *Familie Josefs*. Ihnen gehörte das Haus Kirchbusch Nr. 87, wo sie auch wohnten.

Erst verschwanden die Großeltern, dann der Mann und schließlich die Frau mit ihrem Kind. Wir haben nie wieder etwas von ihnen gehört. Sie werden wohl in einem KZ der Nazis umgekommen sein.

Der Briefträger *Franz Kockartz*.

Er wohnte im Hause Krümmelshof, Merolser Straße 18.

Mit seiner Familie bewirtschaftete er den kleinen Bauernhof und musste nebenher als Briefträger auch die Stellungsbefehle zustellen. Einer verzweifelte Mutter riet er: „An Stelle ihres Sohnes würde ich nicht gehen.“ Dies haben andere mitgehört und ihn angezeigt. Für diese Äußerung wurde er im KZ vergast. Er hinterließ seine Frau, eine Tochter und zwei Söhne.

Der Arbeiter *Pauwels*

Er bewohnte mit seiner Frau, der Tochter und zwei Söhnen das Haus Dorfstraße 37.

Er versuchte eine verzweifelte Mutter mit folgender Aussage zu trösten:

„Es kommen auch mal wieder andere Zeiten.“

Auch er wurde angezeigt, kam ins KZ und nicht wieder heim.

Der Sohn *Peter Pauwels*

Ein temperamentvoller Draufgänger und verwegener Autofahrer.

Mit diesen Voraussetzungen war er zum Rot-Kreuz-Fahrer eingesetzt worden. Vielen rettete er so das Leben, so auch meinem Mann und mir.

Nach dem Krieg verdiente er mit dem Kaffeschmuggel viel Geld.

Gemeinsam mit uns feierte er 1950 die erste Asteneter Kirmes. Dann wollte er mal „schnell“ seine Braut aus Eupen dazu holen. Auf dem

Walhorner Feld kam ihm mitten auf der Fahrbahn der neue Walhorner Hauptlehrer und Fahrenanfänger Wollwertz entgegen. Peter wich auf den Seitenstreifen aus, riss sich dabei an einem Baumstumpf den Benzin-tank auf und prallte gegen den letzten Baum auf seiner Seite. Sein Fahrzeug fing Feuer und er verbrannte.

Der Landwirt *Hubert Dautzenberg*

Der gebürtige Niederländer bewirtschaftete als Pächter den Hof von Schloss Thor in Astenet.

Als Witwer hatte er mehrere Kinder zu versorgen, wovon eine Tochter und ein Sohn geistig behindert und dazu fallsüchtig waren. Er schlachtete schwarz und wurde verraten.

Es gelang ihm jedoch, noch vor der Verhaftung das geschlachtete Kalb zu vergraben.

Sein schwachsinniger Sohn führte die Fahnder zu der Stelle, wo das „Corpus delicti“ vergraben war. Auf der anderen Seite bewahrten ihn seine kranken und pflegebedürftigen Kinder davor, seine Gefängnisstrafe antreten zu müssen.

Der Hauptlehrer *Marcel Thomas*

Den belgischen Lehrpersonen war verboten worden, für die Nazis Dienst zu tun. Im Gegensatz zu vielen anderen verschwand er über Nacht ins Landesinnere und betätigte sich im Widerstand. Nach dem Krieg wurde er wieder mit allen Ehren eingestellt und bekam für die Kriegsjahre sein Gehalt nachträglich ausgezahlt. An der Asteneter Straße baute er in Walhorn den ersten Neubau nach dem Kriege. Der starke Zigarettenraucher verstarb jedoch kurze Zeit später an Lungenkrebs.

Der tapfere Bauer *Gerard Keutgen*

Gemeinsam mit seiner Frau bewirtschaftete er das Gut „Latenbau“ auf der Anhöhe westlich von Walhorn. Beide hatten zwei kleine Töchter, Käthi und Bertha.

Als Gerard Keutgen den Gestellungsbefehl bekam, ließ er sich beim Mistausfahren so von der Karre fallen, dass sein Fuß brach. Damit dieser „Arbeitsunfall“ auch offiziell günstig dokumentiert wurde, „schmierte“ er den Feldgendarm.

Fürs Erste hatte er nun Ruhe, doch sein Fuß durfte nicht heilen. Also „schmierte“ er auch noch den Arzt. Da der Krieg jedoch andauerte und sein Fuß zu heilen drohte, schüttete er sich mehrfach heißes Wasser in den Holzschuh. Auf diese Weise hat er den Führer um einen Soldaten gebracht. Nach dem Krieg war der ewig humpelnde Gerard dann schnell wieder gesund.

Andere Bauernsöhne meldeten sich sogar freiwillig zur SS, um nach dem erhofften Endsieg den Erbhof des Vaters ganz in ihren Besitz zu bekommen. Dafür nahmen sie sogar Russlands Schlamm in Kauf.

Die Stellmacher-Familie Beckers

Der Hauseter Heimatgeschichtler Hermann Heutz hat in seinen Memoiren einmal geschrieben, dass seine Generation soviel Prügel von den Eltern bezogen habe, dass man damit einen Ochsen hätte erschlagen können.

So war es auch bei der Stellmacher-Familie Beckers gegenüber der Kapelle „am Lindchen“. Der älteste Sohn war Linkshänder, ein „Vergehen“, das damals nicht hingenommen wurde. Der heranwachsende Junge arbeitete mit im väterlichen Betrieb und jedes Mal, wenn der Vater sah, dass er bevorzugt seine linke Hand bei der Arbeit einsetzte, schleuderte er ihm einen Holzklotz ins Kreuz. Jeder im Dorf wusste das und viele waren Augenzeuge dieser „Erziehungsmaßnahmen“ geworden. Möglicherweise war der Junge dieser Behandlung überdrüssig. Jedenfalls meldete sich dieser Spross einer altbelgischen Familie eines Tages freiwillig zur deutschen Wehrmacht. Es dauerte dann auch nicht mehr lange und der Junge durfte sich an der Verwirklichung des Endsieges an der Front beteiligen.

Einige Zeit später wurde dem Vater nach dem Hochamt vom Briefträger ein Schreiben von der Wehrmacht ausgehändigt. Neugierig öffnete der alte Beckers den Brief seines Sohnes. Dann begann er zu weinen, denn sein Sohn teilte ihm mit, dass ihm an der Front der rechte Arm abgeschossen worden sei. Es sei aber nicht weiter schlimm, so schrieb er weiter, denn er habe ja noch den linken Arm und mit dem könne er als Linkshänder ja ganz vorzüglich umgehen und trotz dieser Behinderung im väterlichen Betrieb noch eine nützliche Hilfe sein. Tief beschämt und voller Verzweiflung sagte der Vater zu seinen Nachbarn: „Wie oft habe ich Idiot meinen Sohn wegen der Bevorzugung der linken Hand geschlagen! Jetzt wird ihn ausgerechnet diese Hand ernähren müssen, ihn und seine Familie!“

WEITERE STILLE HELDEN

Während des Krieges hat es auch Fälle gegeben, wo einer anstelle seines verheirateten Bruders zur Wehrmacht eingerückt ist.

Henri Koonen tat dies z.B. für seinen Bruder Lorenz Koonen. Hubert Goor aus Astenet zog für seinen Bruder Peter Goor in den Krieg. Heinrich Bastin rückte für seinen Bruder Peter, Vater von vier Kindern, ein. Aber bei den Bastin geschah auch folgendes:

Der Vater der Bastin-Söhne sorgte dafür, dass sein ältester Sohn Jean, der als Schreinergeselle Zuhause seinen Lohn nicht abgeben wollte, an die Front kam, wo er mal ordentlich „ran“ genommen werden sollte. Jean verlor in Stalingrad ein Auge.

Im Ersten Weltkrieg hatte sich der alte Kessel von seinem Vater für die Landwirtschaft reklamieren lassen. An seiner Stelle musste dann der damalige Gemeindevorsteher Lutter, Vater von sieben Kindern, an die Front. Er kam zum Glück wieder.

DIE WUNDERWAFFE

Der unselige Propagandaminister, der klumpfüßige Dr. Josef Goebbels, hatte ja schon lange in seinen Reden von ihr geschwafelt. Mit ihrem Einsatz sollte der totale Sieg, totaler als total verwirklicht werden. Worauf die Nazis sehnsuchtsvoll hofften und was wir nicht zu glauben wagten, trat dann doch auf einmal ein.

Es war ein nebliger Morgen, als wir plötzlich ein völlig fremdartiges Geräusch vernahmen. Es hörte sich an, als fliege eine riesige, surrende Nähmaschine durch die Luft. Uns war bald klar: dies musste die neue Wunderwaffe sein. Ab diesem Tage mussten wir mit diesem Geräusch leben.

Alle 20 Minuten überflog uns eine dieser fürchterlichen Vernichtungswaffen in Richtung London. Punkt vier Uhr in der Früh begannen sie damit und es dauerte bis gegen 9 oder 10 Uhr am Vormittag.

Klein-Albert, mein Sohn, fürchtete sich sehr vor diesem eigenartigen Geräusch, aber auch wir Erwachsenen begannen diese Raketen zu has- sen, denn es waren schon einige auch in unserer Gegend nieder gegan- gen. Ich musste ständig bei meinem Sohn bleiben, um ihn zu beruhigen, damit er wieder einschlafen konnte.

Von unserem Hof aus gesehen registrierten wir eine südliche und eine nördliche Abschußstelle. Nachdem die V1 unser Gebiet überflogen hatte, konnte ich deren Feuerschweif noch lange auf ihrem Flug nach Antwerpen und London verfolgen.

Manchmal wurden einzelne Raketen auch zu anderen Uhrzeiten auf ihre vernichtende Reise geschickt. Solange man sie hörte, bestand eigentlich keine Gefahr. Wenn aber ihr Strahlentriebwerk aussetzte, war höchste Gefahr in Verzug. Dann hieß es, sich blitzschnell hinlegen und Schutz suchen, notfalls unter dem Ofen.

Mit der Zeit lernten wir die Einschlagstelle durch Zählen zu ermitteln.

Wenn das Geräusch aussetzte, dann erfolgte der Einschlag in unserer Gegend bei „7“.

Hörten wir den Einschlag schon bei „6“ oder „5“, dann war Raeren oder Merols getroffen worden.

Konnten wir länger als bis „7“ zählen, dann war die Gefahr für uns schon vorüber, denn dann schlugen sie beim Hof Pelzer oder in Rabo-trath ein.

Als ich später mit meiner Blinddarmgeschichte im Eupener Spital lag, schlug dort einmal eine ein.

Es war eine fürchterlich heimtückische Waffe !

WIE ES UNS ERWISCHTE

Kurz nachdem wir im Mai 1940 von der siegreichen Wehrmacht überrannt worden waren (mein Mann war noch nicht von seinem 18-Tage-Feldzug zurück), wurde eine Volkszählung abgehalten, bei der jeder auch seine Nationalität angeben musste. Ich schrieb, wie man es mich immer gelehrt hatte: BELGIER VON GEBURT.

Doch die meisten Menschen wussten nicht recht, was sie schreiben sollten, denn 22 Jahre vorher waren sie ja noch Deutsche gewesen und so notierten sie: DEUTSCHER.

Der Führer hatte nun leichtes Spiel.

Er hatte die 1920 verloren gegangenen Gebiete ohne nennenswerten Widerstand und mit Erfolg „heim ins Reich“ geholt.

Bald merkten jedoch unsere Nachbarn, was sie sich mit der Aussage „Deutsche“ zu sein, eingehandelt hatten. Nach und nach trafen nämlich bei denen die Bescheide ein, dass sie in die Stammrolle aufgenommen worden seien.

„Ach das ist nicht so wichtig“, meinten viele, „bald hat der Führer seinen Krieg gewonnen.“ Ja, so war damals die Meinung hier im Dorf.

In anderen Ortschaften, so z.B. in Lontzen und erst recht in den alt-belgischen, plattdeutschen Gemeinden wie Membach und Montzen, waren mit dem Eintreffen der ersten Bescheide plötzlich alle jungen Männer verschwunden. Sozusagen „über die Wupper“. Aber wo war hier die Wupper? Manchmal auf dem eigenen Heuboden!

Flugs waren Doppelwände eingezogen worden und nur die vertrauenswürdigsten Personen durften davon wissen. Manchmal wusste nicht mal die Ehefrau, wo sich ihr Mann versteckt hatte. Manche haben so Wochen, Monate, ja Jahre im Versteck verbracht. Viele der jungen Männer aus den deutschsprachigen Dörfern wie Raeren und Kettenis versteckten sich bei Verwandten und Freunden im Innern Belgiens.

So kam es, dass schließlich nur noch die verbliebenen Alten abends in der Wirtschaft beisammen saßen. Höllisch passten die Nazispitzel auf, ob dabei nicht einer der üblichen Naziwitze erzählt wurde oder ob etwas über den Verbleib der plötzlich verschwundenen jungen Männer gesagt wurde. Ansonsten ging jedoch alles bald seinen gewohnten Gang.

Am 17. Mai 1942 brachte ich meinen zweiten Sohn Albert zur Welt und Anfang November traf ich meine Vorbereitungen zum Namenstag meiner Schwiegermutter.

Wie üblich lud sie zum 19. November, dem Elisabeth-Tag, alle Verwandten und Bekannten zu ihrem Festtag ein. Es sollte die letzte große Feier auf dem Hof werden.

Selbstverständlich waren auch die Kerres-Verwandten von der „Eisenhütte“ bei Roetgen geladen, und wie üblich, sollten sie aus ihrem Jagdrevier einen dicken, fetten Hasen mitbringen. Zu den Festvorbereitungen gehörte auch, dass frische Butter gemacht wurde.

Es wurde ein schönes, harmonisches, großbürgerliches Fest, wie es von Thomas Mann so vortrefflich in seinen Büchern beschrieben wurde.

Am folgenden Tag (mein Mann war wegen einer Besorgung abwesend) kümmerten wir Frauen uns ums Putzen und Spülen. Niemand dachte daran, das Butterfass wieder unter dem Briketthaufen zu verstecken, als gegen 11 Uhr plötzlich unser Haus von der Polizei umstellt und stürmisch an der Haustürglocke gezogen wurde.

HAUSDURCHSUCHUNG !

Es sei in der Nachbarschaft gewildert worden, wurde uns mitgeteilt. Ortsförster Lambert Aussems hatte diese Aktion in Bewegung gesetzt. War es nur ein Vorwand, war es Verrat oder ein schrecklicher Zufall? Jedenfalls fanden die Polizisten zuerst die Reste unseres Hasen. Aha !

Jetzt suchten sie weiter und entdeckten schließlich auch noch unser Fass schön mit goldgelber Butter gefüllt. Da ich annahm, dass man mich mit einem Kleinkind nur milde bestrafen würde, gab ich zu Protokoll, die Butter ohne Wissen meines Mannes gemacht zu haben. In der Folgezeit gab es noch viele Verhöre in dieser Angelegenheit.

Wenige Wochen später verstarb meine Schwiegermutter am 7. Januar 1943. erst sechzigjährig plötzlich und unerwartet an der vom jungen Aushilfsarzt Dr. Sch. nicht erkannten Zuckerkrankheit.

Am Tage ihrer Beerdigung erhielten wir die Vorladung des Gerichts in der Sache des verbotenen Buttermachens. Dazu kam noch, dass mein

Mann am Tage der Beerdigung zusammenbrach und sterbenskrank ins Eupener Krankenhaus eingeliefert werden musste, wo man ihm am nächsten Tag am geplatzten Blinddarm operierte und an einer Bauchfellentzündung behandelte. Sechs Wochen hat es gedauert, bis er wieder das Gehen gelernt hatte. Auf mich alleine gestellt, war ich inzwischen schon mehrmals zu einem guten Anwalt gegangen, der mir vorhielt, alles falsch gemacht zu haben. ..“Abstreiten, abstreiten, abstreiten“ sagte er!

Ja aber, die Butter war doch da und auch gefunden worden“ entgegnete ich. Er erwiderte: “Es stand nichts auf der Butter geschrieben, die konnte ja noch von vor dem Kriege sein.“

Das Gerichtsurteil lautete „ein Monat Gefängnis“ für meinen Mann, weil er als Betriebsführer zu wissen hatte, was auf seinem Hof vor sich ging. Und weil ich die Butter gemacht hatte, bekam auch ich einen Monat Gefängnis.

Bei der Verkündung des Urteils ließ ich bis zum letzten „Heil Hitler“ meine geballten Fäuste tief in meinen Taschen.

Die Strafe war 1943, Ende Mai, nacheinander anzutreten. Als Erster mein Mann. Doch er ignorierte den Termin und meldete sich nicht zum Strafantritt, so dass er von der Arbeit weg geholt wurde. Als er dann am letzten Tag seiner einmonatigen Haft nach Hause kam, berichtete er, dass kurz vorher eine Phosphor-Brandbombe auf das Gerichtsgebäude gefallen war und dieses in Brand gesetzt hatte.

„Du brauchst sicher nicht zu gehen“ meinte er. “Denen sind bestimmt alle Unterlagen verbrannt.“

Es dauerte dann tatsächlich bis in den Herbst, bis ich schließlich doch die Aufforderung erhielt, meine Strafe am 21. September anzutreten.

Für die Zeit meiner Abwesenheit forderte mein Mann nun beim Arbeitsamt ein Mädchen an und uns wurde daraufhin die Russin Olena zugewiesen. Trotzdem wollte ich Klein-Albert nicht zuhause lassen, denn das war mir zu unsicher. Per Fahrrad machte ich mich auf die Suche nach einem passenden Institut unter der Leitung religiöser Schwestern. Die Behörden verwiesen mich schließlich an das Eupener Heidberg-Institut. Dort konnte mein Mann dann jeden Tag seinen Sohn besuchen und bei dieser Gelegenheit nahm er auch stets frische Milch mit. Und über einen guten soliden Keller (wegen der möglichen Luftangriffe) verfügten die guten Schwestern auch. So saß ich denn beruhigt meinen Monat ab.

UNSERE PERLE OLENA

Weil ich meinen Strafmonat zu verbüßen hatte, benötigten wir dringend eine Haushaltshilfe, die wir bei der Arbeitsvermittlung beantragten.

An einem Samstagabend kamen in Kettenis auf einem Lastwagen die als Hilfe angeforderten Russinnen an. Auch wir bekamen unser Mädchen zugeteilt.

Ein in Tüchern gewickeltes Etwas. Nur Nase und Augen schauten heraus.

Sie hatte nur bei sich, was sie am Leibe trug.

Als sie in unser Wohnzimmer trat, ging sie gleich auf unsere große Europakarte zu, worauf wir mit Nadeln den Frontverlauf abgesteckt hatten. Wir verstanden, dass sie wissen wollte, wo sie jetzt sei, denn ihre Sprache verstanden wir nicht.

Nachdem wir ihr dies gezeigt hatten, setzten wir uns zum Abendbrot zu Tisch.

Sie aber aß nur Brot. Dann stand sie auf und trat vor unser religiöses Bild an der Wand und machte davor ein dreifaches Kreuzzeichen, welches in etwa dem unsrigen ähnlich war.

Dabei verbeugte sie sich jedesmal und schließlich ergriff sie meine Hand und küsste sie knieend. Es war nicht einfach, ihr dies abzugewöhnen.

Mich nannte sie Pani und meinen Mann Pan.

Ich zeigte ihr anschließend ihr Zimmer und wünschte ihr eine gute Nacht. Am nächsten Tag inspizierte sie eingehend Haus und Hof, während wir uns fragten, was wohl unter ihren Tüchern war. Eins nach dem anderen konnte ich dann im Laufe der Woche entblättern. Mir war, als hätte ich meine Schwiegermutter wieder vor mir, in so vielen altertümlichen Stoffstücken war ihr Jungmädchenkörper gehüllt.

Auch stellte ich fest, dass ihr Bettzeug nicht benutzt worden war. Beim gezielten Nachsehen konnte ich feststellen, dass sie sich zwischen die Matratze und das Flockenbett schob, offenbar um das Bettzeug zu schonen.

Allmählich machte ich sie mit ihren Aufgaben vertraut, denn in meiner Abwesenheit musste sie diese ja selbständig verrichten können.

„Geiza“ (Eier), war das erste russische Wort, welches ich von ihr lernte.

Olena war kräftig, geschickt und gelehrig.

Sie trug ihr Haar zu einem altmodischen Knoten geschlungen. Als ich ihr diesen Knoten in der dritten Woche abschneiden wollte, zeigte sie

sich sogar begeistert. Danach wurde sie völlig neu eingekleidet, denn die Wäsche meiner verstorbenen Schwiegermutter passte ihr und schon sah sie fast aus wie wir.

Vom Kochen wollte sie nichts wissen. Also musste mein Mann dies selber besorgen, als ich nach Aachen „zur Kur“ musste. Allmählich bekamen wir mit, dass sie, als der Krieg ausbrach, mitten im Studium war, um Lehrerin zu werden. Während des Studiums hatte sie auch einige Deutschkenntnisse erworben, wogegen sie sich zwar immer gesträubt hatte, doch jetzt dankbar war, sich etwas in dieser Sprache zurecht finden zu können. Nach Feierabend blätterte sie in der „Kölner Illustrierten“ und anhand der Witze, die sie sehr mochte, lernte sie recht bald unsere Sprache in Wort und Schrift.

Selbstverständlich ignorierten wir die Anordnung der deutschen Obrigkeit, die die Aufnahme von Fremdarbeitern in den Familienkreis verbot. Auch alle sonstige Freiheiten waren ihnen offiziell verboten. Sie hatten auch alleine zu essen und durften nicht ausgehen.

Durch meinen Bruder Adolf, der statt in der Schule Unterricht zu bekommen, nach jedem Fliegerangriff ausgeschickt wurde, feindliche Flugblätter einzusammeln, diese Zeit aber meistens bei uns verbrachte, erfuhren wir, dass auch in dem Nachbarort Rabotrath in zwei Haushaltungen russische Mädchen untergekommen waren. Wir sorgten dann dafür, dass diese über die Felder zu uns kommen konnten. Zufällig waren alle drei Mädchen aus dem gleichen Dorf. Die Wiedersehensfreude war riesig. Waren sie doch wie Vieh aufgeladen und verschleppt worden.

Wie sie uns später erzählte, waren sie von den deutschen Behörden vom Feld weg in nur 20 Minuten entführt worden. Sie war die Jüngste von drei Mädchen.

Da monatelang die Front immer wieder über ihre Heimat hin und her gegangen war, waren sie von russischer Seite aufgefordert worden, sich eher erschießen als mitnehmen zu lassen. Zwei Mädchen aus ihrem Dorf hatten es tatsächlich vorgezogen, sich das Leben zu nehmen. Eine, die hier im Dorf bei der Familie Goor untergekommen war, war freiwillig mitgegangen, weil sie die Deutschen als Befreier ansah. Deren Eltern waren nämlich von den Sowjets erschossen worden, weil sie bei einer allgemeinen Missernte nicht auch das Selbstgezogene abgegeben hatten.

Olena erzählte uns, dass in ihrer Heimat alle Jungen und Mädchen von 7 bis 10 Uhr zur Kollektivarbeit zusammen kommen mussten. Ein kleines Stück Land durften die Eltern zum Eigenbedarf bewirtschaften,

was denn auch bis „zum-geht-nicht-mehr“ beackert wurde. Teile der Eigenproduktion habe der Vater dann in der nächstgelegenen Stadt verkaufen können. Von dem erzielten Geld wurden Schürzen gekauft, denn die ihnen vom Staat allmonatlich zur Verfügung gestellten Schürzen waren von so schlechter Qualität, dass sie nur eine Woche hielten. Zur Herstellung der benötigten Unterwäsche spinn Olenas Mutter Flachs.

Auch hier hatte man die Order erlassen, dass jeder für den Eigenbedarf Kartoffeln zu kultivieren hatte, denn „offiziell“ waren keine zu bekommen. Wir selbst bauten keine Kartoffeln an und holten uns unsere Ration, gemeinsam mit Jannes Leys auf der Eisenhütte bei unseren Verwandten ab. Auf kritische Fragen erwiderte mein Mann damals immer nur: „Wir essen keine Kartoffeln“!

Mit der Zeit lernte Olena immer besser Deutsch sprechen, sodass wir uns bald gut mit ihr verständigen konnten. Auch zeigte sie sich uns gegenüber sehr loyal. Wenn wieder ein „Ding“ gedreht wurde, sah und hörte sie klugerweise nichts. „Zuhause wir auch so machen“, sagte sie nur.

Aus ihren Erzählungen erfuhren wir, dass in ihrer Heimat die Vorräte für Mensch und Vieh in Erdlöchern untergebracht wurden. Ihre Bauernhäuser müssen sehr klein gewesen sein. Zum Schlafen kroch abends Männlein wie Weiblein auf eine Plattform über dem Kamin. Befragt, warum sie sich mit so vielen Tüchern ständig umhüllte, gab sie an, dies aus ihrer Heimat wegen des dort ständig wehenden scharfen Windes so gewohnt zu sein. Dies war denn wohl auch der Grund, weshalb sie in Gesprächen mit den anderen Russinnen immer sehr laut sprach. Sie waren es halt gewohnt, immer gegen den Wind anbrüllen zu müssen.

Nachdem Olena bestens mit den anfallenden Arbeiten vertraut gemacht war, konnte ich mich nun auf meinen „Kuraufenthalt“ in Aachen vorbereiten. Ich war sicher, Olena würde ihre Sache gut machen.

Sie blieb letztlich bis etwa drei Monate vor Ankunft der Amerikaner bei uns. Von ihrer Abreise werde ich später berichten.

BEI WASSER UND BROT

Unter Ausschluss der Öffentlichkeit vom 21. September bis 21. Oktober 1943.

Klein-Albert war 16 Monate alt. Ich zählte 29 Jahre.

Mein Mann brachte mich zum Aachener Gefängnis am Adalbertsteinweg.

Als Erstes musste ich die Entlausungsprozedur über mich ergehen lassen. In einem der vielen Büros übergab man mir die Anstaltskleidung - für die nächsten vier Wochen mein neuester Modeschick! Nur meinen Mantel durfte ich behalten.

Schwupp, und ich wurde unter Verschluss genommen.

Die Zelle war etwa drei auf fünf Meter groß, die Tür in der Mitte der Breite und gegenüber in etwa zwei Meter Höhe das Fenster, woraus eine Scheibe fehlte. Links neben der Tür befanden sich der Kübel und ein Schemel.

Wenn mich die Mithäftlinge fragten, wieviel ich denn abzusitzen hatte und ich „einen Monat“ sagte, dann lachten sie und meinten: „Einen Monat sitze ich doch auf dem Kübel ab.“

An der Längswand stand mein Bett mit zwei Strohsäcken und einer Decke drauf. Unter dem Fenster stand ein zweiter Schemel und an der anderen Längswand das zweite Bett. Daneben ein Tischchen und darüber an der Wand ein kleines Regal, wo jeder seinen Topf und seine Tasse sowie Löffel und Gabel abstellen konnte. Neben der Tür befand sich der Heizkörper, doch der war defekt. Zuletzt muss zu den Einrichtungsgegenständen noch der Wasserkrug gezählt werden. So wenig braucht man also zum Leben.

Wie bereits erwähnt, befanden sich auf einem der Betten ein zweiter Strohsack und vier Decken. Das bedeutete, dass unsere Zelle mit drei Personen überbelegt war. Ich als Letzte hatte demzufolge mit meinem „Püss“ auf dem Zellenboden zu schlafen.

Ich hatte also zwei Leidensgenossinnen.

Das waren die ewig hungrige Emma aus der Eifel und Therese aus Eupen. Emma saß, weil sie etwas gestohlen hatte, und Therese saß (ohne Urteil !) auf Anordnung der Gestapo ein, weil sie zwei Tage nicht zur Arbeit erschienen war und dann auf die ihr gemachten Vorhaltungen unklugerweise geantwortet hatte: „Es kommen auch noch einmal andere Zeiten!“

Zeitweilig waren wir sogar zu viert..

Eine Frau von 60 Jahren wurde zu uns gesteckt, weil sie Sahne von ihrer Milch abgeschöpft hatte. Ein anderes Mal wurde eine junge Frau aus Eupen zu uns gesteckt, die sehr lustig war und uns mit vielen Witzchen bei Laune hielt. Unser Lachen drang dann sogar bis oben zur Verwaltung. Dann wurden wir verwahrt. Doch schon nach fünf Tagen wurde uns dieses fröhliche Mädchen wieder genommen.

Essen gab es erstmals morgens um 6, dann um 12 und um 18 Uhr.

Meist gab es einen Schöpflöffel eines dünnen Süppchens. Vielleicht auch mal zwei. Einmal pro Woche gab es Rhabarberblättersuppe, die schlichtweg ungenießbar war. Wir alle kippten diese dann direkt in den berühmten Kübel. Einmal, als wir diese Suppe serviert bekamen, hatten wir von 10 Uhr vormittags bis 2 Uhr in der Nacht im Luftschutzbunker gegessen und hatten Hunger zum Verrücktwerden. Doch auch in dieser Situation war keiner bereit, dieses Gebräu zu schlucken. Ich hatte von Anfang an ein kleines Stück Brot in Reserve gehalten, woran ich dann in solchen Fällen etwas knabberte und der ewig hungrigen Emma etwas abgeben konnte. Beim Hofgang zupfte sich Emma immer etwas Gras, um damit ihre Suppe anzureichern..

Tags vor meinem Haftantritt war mir eine ganze Oberkiefer-Zahnprothese angepasst worden, die ich nun schön anbehalten musste, um mich daran zu gewöhnen. Sie saß und hielt in keiner Weise und während eines Angriffs habe ich sie verloren. Die habe ich dann schleunigst durch eine neue ersetzen lassen. So machte es mir eigentlich wenig aus, dass es hier im Gefängnis kaum etwas zu beißen gab.

UNSER TAGESABLAUF

Wecken durch Gebrüll im Flur und Aufschließen der schweren Schlösser. „Kübel raus!“ dröhnte es ins Zimmer und einige wurden dann abkommandiert, diese zu leeren. Danach wurden die Wasserkrüge gefüllt, und wenn jeder seine Toilette gemacht hatte und bekleidet war, wurde das Essen ausgeteilt. Anschließend mussten wir die Betten machen und unsere Zelle putzen. Danach wurde uns unser Tagewerk gebracht. Meist mussten wir Knöpfe annähen, wobei ein gewisses Pensum erfüllt werden musste.

Wenn die Suppe gar zu dünn gewesen war und uns schnell wieder der Hunger plagte, legten wir die Arbeit in der Hoffnung beiseite, dass es bald wieder Essenszeit sei. Wir wussten nie, wie spät es jeweils war. Die nahe Kirchturmuhre, die uns die Zeit hätte angeben können, war leider zerbombt worden.

Wenn die Kalfaktorin unsere Untätigkeit gewährte, wurden wir wieder zur Arbeit angetrieben. Oder wir fingen selber wieder an zu arbeiten, um uns vom quälenden Hunger abzulenken.

Nach der Mittagssuppe durften wir 15 Minuten lang im Hof spazieren gehen, bevor es dann, ab 14 Uhr, mit der Arbeit weiter ging.

Nach dem Abendessen war dann ab 19 Uhr Ruhe im Bau.

Ich konnte mich immer erst als Letzte zur Ruhe begeben, denn erst wenn die beiden anderen im Bett waren, konnte ich meinen Strohsack auf dem Boden ausbreiten und mich hinlegen. Die Füße am Kübel und den Kopf in Richtung Heizkörper. Ein Glück, dass er nicht funktionierte! Gott, war das in den ersten Tagen hart; aber dann schlief ich herrlich. Es kann aber auch sein, dass man von den durchwachten Nächten im Bunker übermüdet war und in jeder Stellung hätte schlafen können. Abends vor dem Schlafengehen wurde große Toilette gemacht. Man fand so manchen „Gag“, um sich das Leben so erträglich wie möglich zu machen.

Wenn während des Zellenaufschlusses und der Zellensäuberung am Morgen die Aufseher einmal nicht hinschauten, huschte man schnell in eine andere Zelle, um Informationen auszutauschen. Hierbei entdeckte ich am Ende des Flures eine Nähstube. So bat ich denn meine Aufseher, Strümpfe stopfen zu dürfen, was mir auch gestattet wurde. Endlich war ich von der stupiden Arbeit befreit und hatte auch etwas mehr Freiheit.

Die ersten beiden Wochen waren für mich direkt ein Studium, denn oft hatte ich mir, wenn ich auf dem Weg zu meinen Verwandten hier vorbei kam, die Frage gestellt, was wohl hinter diesen Mauern vorgehen möge.

Wenn nachts Fliegeralarm gegeben wurde und wir in den Luftschutzbunker mussten, hatten wir zwei Innenhöfe zu durchlaufen, bevor wir zu den Schutzräumen kamen, die sich unter dem Gerichtsgebäude befanden. Manchmal hatten wir diese quälende und störende Prozedur zweimal pro Nacht zu durchleben.

Im Luftschutzbunker trafen wir dann mit den Durchgangstransporten zusammen - meist Frauen aus Belgien, die zum Tode verurteilt waren. Eigenartigerweise fürchteten sie sich kaum, denn sie waren überzeugt, dass sie noch von den Alliierten befreit würden. Es tröstete sie auch, zu erfahren, dass deutsche Frauen hier einsitzen mussten, nur weil sie „Feinden“ zu essen gegeben oder sonstwie geholfen hatten.

Diese Frauen waren auch nicht in Sträflingskleidung!

Was aber noch wichtiger war, sie bekamen dicke Pakete vom Roten Kreuz und gaben uns davon ab, wenn niemand zuschaute.

Sonntags konnte man Bücher ausleihen, wovon ich mit Begeisterung Gebrauch machte. Trotzdem wurde ich bald nervös, denn mein Anwalt hatte mir versprochen, ich würde vorzeitig entlassen und dürfe deshalb keinen Besuch haben.

Ich bestürmte den Anstaltspfarrer, doch etwas zu unternehmen und man fragte sich immer wieder, ob denn die Angehörigen nichts tun könnten. Quälende Fragen. Und kaum ein Brief wurde durchgelassen. So rückte schließlich die vierte und letzte Woche näher. In dieser Woche erlebte ich noch einen großen Angriff auf Aachen mit.

Ein Bombentrichter vor dem Gefängnis hatte uns die Wasserzufuhr abgeschnitten und ein ganz schwerer Blindgänger lag im Gerichtshof. Kein Putzen, keine Körperpflege und auch das Trinkwasser wurde rationiert.

Therese wurde krank und das Leben wurde allmählich unerträglich. Am Ende litten wir alle unter Durchfall.

Zum Glück wurde ich am Ende dieser Woche entlassen.

HIER LAG DIE SAU!

Am Tage meiner Entlassung holte mich mein Mann am Gefängnis ab.

Auf dem Heimweg erzählte er mir zum einen, dass er gerade ein Schwein geschlachtet habe, das nun verarbeitet werden müsse und zum anderen, dass er eine Aufforderung erhalten habe, am nächsten Tag bei der Polizei vorstellig zu werden.

Wie also angekündigt, hatte ich am Tage nach meiner Entlassung besagtes 150-Kilo-Schwein zu verarbeiten, während mein Mann sich auf den Weg zur Polizeibehörde nach Eupen machte. Gegen 14 Uhr bekam ich Bescheid, dass man meinen Mann verhaftet habe und er nicht mehr nach Hause kommen würde. Es wurde mir jedoch gestattet, ihm noch einige Butterbrote zu bringen. So getan und mit einem Taxi nach Eupen gefahren und kurz mit meinem Mann gesprochen, dann zu den Schwestern am Heidberg, um Klein-Albert abzuholen.

Zuhause angekommen rannte mein Schwiegervater tobend umher und mein Kind fing an zu schreien. Doch alles Lamentieren half nichts. Auch die Kühe mussten noch gemolken und die Stallarbeit erledigt werden. Mein Schwiegervater war derweil mit dem Zerlegen der Schweinehälften beschäftigt, als plötzlich, gegen 22 Uhr, an der Haustür Sturm geläutet wurde.

Vor uns stand der Hilfsgendarm Jennes Heck, der uns aufgeregt darüber informierte, dass wir für den kommenden Tag mit einer Hausdurchsuchung zu rechnen hatten und deshalb gut daran täten, bis dahin alle Spuren unserer Schwarzschlachtung zu verwischen. Wir bedankten uns und schon verschwand der gute Jennes Heck wieder im Dunkel der Nacht. Mein Gott, er hatte uns mit diesem Hinweis das Leben gerettet !

Obwohl wir für unsere früheren Schlachtungen auf dem Heustall unter dem Heu einen Unterstand gebaut hatten, war es für mich unmöglich, das Fleisch dort zu lagern. Ich wäre tot umgefallen, wenn die Beamten auf den Heuboden gestiegen wären - war mir doch bewusst, was dies für Konsequenzen gehabt hätte.

Der rettende Ausweg war die Zisterne im hintersten Teil unserer Wiesen. Wir in der Nacht noch mit Laterne, Leiter, Töpfen und Behältern, alles auf Schubkarren geladen, dorthin. Mitten in der Nacht, durch die Dunkelheit huschend. Zum Glück war die Zisterne nur zu etwa 10 Zentimeter mit Wasser gefüllt. Wie oft wir in dieser Nacht vom Hof mit der Schubkarre hin zur Zisterne und wieder zurück gepilgert sind, weiß ich nicht mehr zu sagen, aber bis zum Morgengrauen waren die Spuren der Schwarzschlachtereie verschwunden.

Was war dem eigentlich alles voraus gegangen ?

Nun, nachdem 1942 die siegreiche Armee des "GRÖFAZ", des "Größten Feldherrn aller Zeiten" vor Stalingrad eine erste Niederlage hatte einstecken müssen, war auch den Nazis klar geworden, dass auch sie nicht unverwundbar waren und dass ihre Sache auf der Kippe stand. Aus diesem Grunde galt es nun in diesen Kreisen, sich für alle Eventualitäten abzusichern. Vor allem trachteten sie danach, sich lästiger Mitwisser ihrer Taten zu entledigen.

Da unsere Familie allgemein als treu zu Belgien stehend und politisch aktiv bekannt war, standen wir, wie schon unsere Eltern im Ersten Weltkrieg, unter besonderer Beobachtung und man suchte Vorwände, um uns aus dem Verkehr ziehen zu können. Immer wieder hatten wir Razzien und Kontrollen zu erdulden und mit Hilfe bewusster oder unbewusster Äußerungen der Nachbarn waren wir ja dann auch fürs Buttermachen bestraft und jeweils für einen Monat in den Bau gewandert.

Doch das war offenbar noch nicht genug gewesen, denn man schnüffelte weiter hinter uns her. Bei einem dieser Schnüffelgänge hatte die Polizei durch das Stallfenster die fette Sau zu Gesicht bekommen und in ihren Unterlagen feststellen können, dass diese nicht gemeldet worden war. Unser Glück war nur, dass die Behörden derart langsam arbeiteten, dass zwischen der Entdeckung der Sau und der Schlachtung derselben mehrere Tage lagen. Das zweite Glück war, dass uns Jennes Heck gewarnt hatte.

Als die Staatsgewalt am nächsten Tag mit großem Aufgebot das Haus auf den Kopf stellte, waren keine Beweisstücke mehr zu finden. Völlig

ratlos standen die Beamten vor dem nunmehr leeren Stall und meinten trotzig: „Hier lag die Sau“!

Unter dieser Überschrift stand dann bezüglich des Prozesses später eine Notiz in der regionalen Tageszeitung. Doch auch ohne „Corpus delicti“ wanderte mein Mann zur Untersuchungshaft wieder in den Bau am Adalbertsteinweg. Kurz nachdem ich dieses Haus verlassen hatte, musste ich nun wieder hin, um für meinen Mann zu kämpfen. Nur selten wurde mir eine halbe Besuchsstunde gewährt. Sie nützten aber sowieso nichts, denn immer war ein Beamter dabei.

Es war fast unmöglich, ihm ein Päckchen Zigaretten über den Tisch zu schieben, wenn man nicht gleichzeitig den Beamten tüchtig schmierete.

So begab ich mich denn auf die Suche nach einem Anwalt. An den uns empfohlenen „Staranwalt“ war zunächst nicht heran zu kommen, wenn der, umgeben von den anderen Anwälten, aus dem Gerichtssaal rauschte.

Ich konnte bitten, wie ich wollte, einen Termin bekam ich zunächst nicht. Bis ich ihm den Zeitungsartikel von der „Verschwundenen Sau“ unter die Nase hielt.

Siehe da, nach vierwöchiger Untersuchungshaft meines Mannes, bekam ich Anfang Dezember 1943 für 17 Uhr einen Termin. Ich besuchte ihn in Begleitung meines Vaters. Der Anwalt empfing mich mit den Worten: „Also zwei Schweine geschlachtet — darauf steht Zuchthaus!“ Ehrlich und kleinlaut sagte ich: „Nein, eins“.

Tatsächlich hatte mein Mann das ursprünglich vorhandene zweite Schwein bereits vor meiner Entlassung aus dem Gefängnis mit unserer höchst zuverlässigen Nachbarfamilie Leys in deren Wohnung (!) geschlachtet.

Obwohl die „fettigen“ Beweise nirgendwo gefunden worden waren, klärte mich der Anwalt dahingehend auf, dass Hitler als oberster Richter inzwischen die Gesetzgebung um das so genannte „Annahmegesetz“ verschärft hatte, demzufolge auch schon auf Verdacht hin verurteilt werden konnte. Abstreiten nützte da nicht viel.

Der Gefängnispfarrer versuchte mich mit dem Hinweis zu trösten, dass mein Mann wohl „nur“ zwei Jahre Zuchthaus zu erwarten habe.

In Begleitung unseres Nachbarn Leys besuchte ich am 17. Dezember 1943 die Gerichtsverhandlung. Unser Anwalt fing mich auf dem Gerichtsflur ab, weil er nicht wollte, dass ich an der Verhandlung teilnahm. Ich blieb also auf dem Gang zurück. Später berichtete mir Herr Leys,

dass mein Mann zwei Stunden lang die Angriffe des Staatsanwaltes und die Vorwürfe des Gerichts pariert habe, dass unser Anwalt jedoch kaum den Mund aufgemacht habe. Dann kam er kurz heraus und meinte, ein Freispruch sei immer noch drin.

Letztendlich lautete das Urteil „10 Monate Gefängnis“, wobei die sechswöchige Untersuchungshaft angerechnet wurde. Nach insgesamt vier Monaten Gefängnis, im Tagesablauf ähnlich wie ich sie erlebt hatte, wurde er zur Arbeit auf dem Rittergut Kalkofen verpflichtet, was eine deutliche Verbesserung im Vergleich zum Anstaltsleben darstellte.

Nachdem das Schwein in der Nacht nach meiner Entlassung in aller Eile zur Wasserzisterne geschafft worden war, musste dieses, sollte es nicht verderben, baldmöglichst weiter verarbeitet werden. Jeden Abend pilgerte ich mit meinem Schwiegervater nach Einbruch der Dunkelheit dorthin und wir holten soviel, wie wir in der Nacht verarbeiten konnten.

Das musste natürlich alles in größter Heimlichkeit geschehen.

Nicht einmal Olena, unsere Russin, konnte uns dabei helfen, weil sie nichts davon wissen durfte. Einmal um sie nicht unnötig in Gefahr zu bringen, aber auch, damit sie nichts verraten konnte, sollte sie einmal verhört werden.

Das hätte nämlich für uns alle den Tod bedeuten können.

Zuletzt fuhren wir nur noch einmal pro Woche zur Zisterne um die letzten größeren Einzelstücke heraufzuholen.

Todesängste habe ich bei diesen Aktionen ausgestanden und Gespenster in der nahe vorbeiführenden Gasse gesehen.

Auch der Weg von der Zisterne bis zum Haus war nicht ungefährlich, denn nachts waren ja immer Bomber unterwegs.

Einmal suchte man unsere Wiesen gar mit einem Scheinwerfer ab!

Ich war gerade auf halbem Weg mit zwei Eimern voller Fleisch.

Ein kurzer Sprint bis zur Hecke und hinfallen war eins.

Mein Schwiegervater hatte diese Aktion von der Zisterne aus beobachtet und flugs den Kopf eingezogen.

Auch die Angst, wegen dem Schwein eventuell selber noch einmal ins Gefängnis zurück zu müssen, war ungeheuer. Doch Hunger tut auch weh!

SCHICKSALSMEISTERUNG

Mit der zweiten und bedeutend längeren Inhaftierung meines Mannes lag die Verantwortung des Hofes und der Familie nun ganz in meinen Händen. Ein Glück, dass ich in Olena eine zuverlässige Hilfskraft zur Seite hatte.

Erwähnen sollte ich an dieser Stelle aber auch unseren Schäferhund, der mich stets, auch auf meinen nächtlichen Streifzügen begleitete. Zum Beispiel, wenn ich zur Familie Leys oder zu der etwas weiter wohnenden Familie Schiffers wollte, um zu telefonieren. Oder auch, wenn ich im Dorf, im Aushang am Gemeindehaus, die neuesten Verordnungen studieren wollte.

Gewiss, wir hatten Pech gehabt, aber im Nachhinein betrachtet, war unser Zoll an diesen Krieg noch vergleichsweise gering gewesen. Vor allem hatten wir keinen Hunger zu leiden. Schließlich hatten wir doch die ganzen Jahre hindurch soviel gebuttert und geschlachtet, dass wir und die zehnköpfige Familie Leys immer genug zu essen hatten. Die Familie Leys bekam alleine jeden Tag 10 Liter Milch, wogegen wir von ihnen Zucker bekamen. Frau Burtscheid, die Pächterin der Bäckerei (ihr Mann war eingezogen worden), bekam von uns Schmalz vom Schwein und wir bekamen von ihr dafür Brot und alles andere, was man mit Fett erkaufen konnte.

Auch die Familie Pauwels, deren Familienvorstand von den Nazis verhaftet worden war und im KZ umkam, wurde von uns mit "Fettigem" über die Runden gebracht.

An dieser Stelle muss ich auch die Milchzentrifuge und das Butterfass erwähnen, die beide von den Machthabern versiegelt worden waren. Wenn wir nun Butter machen wollten, mussten wir dies den Behörden melden, um die entsprechende Genehmigung zu erhalten. Was wir der Obrigkeit aber verheimlichen konnten, war die Existenz einer zweiten Milchzentrifuge und eines zweiten Butterfasses.

Wenn wir also Butter machen wollten, bauten wir die Zweitgeräte nebenan auf und verkoppelten beide miteinander. So konnten wir mittels elektrischem Kraftstrom gleich die doppelte Menge verarbeiten, wovon die inoffizielle Menge natürlich sofort in unser Versteck auf dem Heuboden wanderte.

Im Hause selber hatten wir nur jeweils für einige Tage Vorrat an Butter und Eingemachtem, das ja noch von vor dem Kriege stammen konnte. Die tägliche Ration Butter war entweder im „Aschenschoss“ des Ofens oder in meiner Nähmaschine versteckt. Ein anderes Versteck lag unter Opas Sofa, wo sich unter dem Teppich eine Klapptür hin zur Wasserzisterne befand, die mein Mann in den Boden gesägt und montiert hatte.

Das Erste, was wir nach dem Krieg bauen oder einrichten wollten, war ein absolut geheimer Raum hinter einer zweiten Wand oder aber

unter der Erde. Doch letztlich ist es bei diesen Plänen geblieben, zum Glück haben wir dies bisher auch nicht mehr nötig gehabt.

Mit den Jungs der Familie Leys wurden immer wieder neue Pläne geschmiedet. Wir waren uns deren Loyalität immer absolut sicher. Die harten Burschen hätten auch unter der Folter nichts und niemanden verraten.

Einer der besprochenen Pläne betraf z.B. die Glocken unserer Kirche, die zu Kriegszwecken eingeschmolzen werden sollten. Mein Mann und Jannes Leys wollten die bereits vom Turm heruntergeholtten Glocken anfangs doch tatsächlich entführen und in einem nahen Sumpf versenken. Dieser Plan scheiterte aber am Herrn Pastor, der schließlich kalte Füße bekam und nichts mehr von dem Vorhaben wissen wollte. Zum Glück ist das uns so vertraute schöne Geläut nach dem Kriege wieder unversehrt in unser Dorf zurückgekommen.

In den Augen der Machthaber war unser Tun schon Sabotage der massiven Art. Aber wir waren jung und risikobereit - und hatten letztlich viele Schutzengel.

DIE FAMILIE LEYS

Bei der schon mehrfach genannten Familie Leys handelte es sich um einen Familienverband, der, aus dem flämischen Landesteil kommend, in der Kreuzstraße ein Haus erworben hatte und sesshaft geworden war. Es war eine verwegene Sippe nach Zigeunerart, die sich mit Korbflechten und Kesselflicken, aber vor allem vom Schrotthandel ernährte und damit nach dem Kriege glänzende Geschäfte gemacht hat.

Trotz diesem nicht ganz standesgemäßen Hintergrund unterhielten wir in den Kriegsjahren engen Kontakt zu dieser Familie, weil sie in Bezug auf ihre vaterländische Gesinnung und ihre Loyalität uns gegenüber über jeden Verdacht erhaben war.

Ohne die Hilfe dieser wagemutigen Familie hätten wir viele Widrigkeiten des Alltags nicht meistern können und ohne unsere „fettigen“ Zuwendungen hätte Familie Leys wohl auch nur schwer überleben können.

Auf die Leys konnten wir uns hundertprozentig verlassen und ihnen bedingungslos vertrauen. Sie halfen uns bei der Bewirtschaftung des Hofes und im Gegenzug wurden sie von uns mit Fleisch, Butter, Käse, Milch und Eiern versorgt.

Nach dem Krieg trennten sich unsere Wege. Für die Leys brachen nun wahrlich goldene Zeiten an, denn sie hatten jetzt alle Hände voll zu tun. Eine Goldgräberzeit für Schrotthändler! Die Gewinne wurden verzockt oder in flüssige, hochprozentige Kalorien umgesetzt.

Eine Feuersbrunst zerstörte etwa 1950 das Wohnhaus der Familie Leys bis auf die Grundmauern. Offensichtlich war die Familie nicht versichert. Damit endete auch deren Familienverband. Sie verteilten sich nun auf verschiedene Wohnungen im Eupener Land und wurden „bürgerlich“. Das Grundstück in der Kreuzstraße erwarb das Ehepaar René Schiffers und Agnes Charlier. Sie rissen die Bauruine ab und bauten sich hier ein modernes Eigenheim.

DER HILFSGENDARM JOHANN HECK GENANNT HECKE JENNES

Auch dieser verdient Erwähnung. Wie bereits gesagt, hat uns der allgemein als „Hecke Jennes“ bekannte Hilfspolizist mit seiner nächtlichen Warnung vor der Hausdurchsuchung wahrscheinlich das Leben gerettet.

Er war so etwas wie ein Dorforiginal, der dennoch über einen wachen Verstand und über eine gesunde Portion Humor verfügte, und auch über sich selber lachen konnte.

So erzählte man sich zum Beispiel, dass er nach dem Krieg selber gesagt haben soll:

„Ich wusste ja, dass die Nazis blöd waren, aber dass sie so blöd waren, mich zum Gendarm zu machen, hätte selbst ich nicht für möglich gehalten!“

Trotzdem genoss er es sichtlich, als Amtsperson „Karriere“ gemacht zu haben. Stets sah man ihn „wichtig“ mit seiner Aktentasche rumlaufen. bzw. mit seinem „Dienstfahrrad“ durch die Gegend radeln. Mit besagter Aktentasche betrat er eines Tages eine Dorfgaststätte, wo er sich von seinem anstrengenden Dienst erholen wollte. Er gesellte sich zu den Gästen an der Theke und trank mit ihnen etliche Bierchen. Aber bald drückte die Blase. Jennes begab sich zur Toilette und lies seine Aktentasche unbeaufsichtigt am Fuße der Theke zurück.

Klar, dass die Zechkumpanen die Gelegenheit nutzten, um einen Blick hinein zu werfen, denn natürlich vermuteten sie darin hochbrisante Akten; doch sie entdeckten in der Aktentasche lediglich eine große, frische Speckseite.

Als Jennes erleichtert wieder zwischen seinen Kumpanen Platz genommen hatte, stieß einer von ihnen „versehentlich“ die Tasche mit dem Fuss um. um sie sofort aufzuheben und von allen Seiten prüfend zu betrachten. Dann reichte er die Tasche dem Hilfspolizisten Jennes mit den Worten: „Hier Ihre Tasche - ich glaube, Ihre Akten bluten!“

Die ganze Gesellschaft grölte vor Vergnügen und auch Hecke Jennes lachte zum Glück mit. Bei anderen Nazi-Beamten hätte dieser Scherz auch ins Konzentrationslager führen und so den Tod bedeuten können.

HAUTNAHER KRIEG

Der unvergessliche Osterdienstag des Jahres 1944.

Inzwischen war jedem klar, dass der Krieg, zumindest für unsere Gegend, in die heiße Phase gekommen war. Seit Anfang des Jahres wurde Aachen jede Nacht von Aufklärungsflugzeugen besucht, die auch gleich einige „Bömbchen“ abwarfen. Drei dieser „Ostereier“ waren auch einmal hinter dem Anwesen Kerres niedergegangen.

An jenem Osterdienstag - die Abendandacht in der Kirche war gerade zu Ende gegangen und die Männer trafen sich noch zu einem Gedankenaustausch und Dämmerschoppen in einem der drei Dorfgasthöfe, als es plötzlich aus dem Radio tönte: „Achtung! Der Drahtfunk meldet Bomber im Anflug auf Aachen!“

Der älteste Sohn der Familie Voss, die etwas außerhalb des Dorfes am Ort Langmüs wohnte, war Arbeiter in einer Munitionsfabrik in Essen. Er hatte Heimaturlaub und genoss mit den anderen Männern den österlichen Dämmerschoppen, als im Radio die genannte Meldung durchgegeben wurde. Dies war nun für ihn Anlass genug, sich unmittelbar darauf auf den Heimweg zu machen. Er war gerade bei sich zur Haustür hereingekommen, als eine Luftmiene das Haus traf und es förmlich auseinanderriß. Einen Brand gab es nicht. Aber mit einem Schlage war eine fünfköpfige, unschuldige Familie ausgelöscht. Im Nachmittag hatte ich bei meiner Rückkehr aus Aachen die fünfjährige jüngste Tochter noch fröhlich im Garten hüpfen sehen.

Die Leiche des ältesten Sohnes fand man später im Hausflur, dagegen die übrigen Familienmitglieder ihren Tod im Keller fanden, wo sie sich sicher wähnten. Ein nur 50 Meter entfernt stehender Schuppen hingegen war unbeschädigt geblieben. Das Schicksal hatte jedoch bestimmt, dass alle Mitglieder dieser Familie hier, am Osterdienstag 1944, um 22 Uhr, den Tod fanden¹.

Ich war mit Klein-Albert beim Dorfphotographen Wollgarten gewesen.

Auf dem Heimweg begegnete ich einem Vetter meines Mannes, Aloys Kerres von Gut Bockenhaag in Raeren. Er hatte en passant in

¹ S. dazu Alb. Creutz, Gedenksteine und Wegekreuze in Lontzen-Herbesthal-Walhorn, Eupen 2010, S. 399-432.

Walhorn die Abendandacht besucht und war jetzt auf dem Wege zu uns, denn er wollte uns warnen.

Aus Vorstandskreisen des Bauernverbandes hatte er nämlich vernommen, dass man seitens der herrschenden Naziclique beschlossen hatte, meinen Mann, der ja in Aachen einsaß, möglichst weit abzuschieben.

Alle, auch die Nazis, spürten, dass etwas in der Luft lag.

Die alliierte Landung in der Normandie stand unmittelbar bevor.

Also begannen viele der örtlichen Nazis ihr Mäntelchen zu wechseln.

Der Gerissenste von allen war der alte Landwirt K., der im Dorf gegenüber der Kirche einen Bauernhof und eine Gaststätte bewirtschaftete.

In dieser Osterdienstagnacht ging es heiß her. Es gab Abwehrfeuer wie noch nie zuvor. Ich holte meinen Sohn Albert aus seinem Bettchen und gemeinsam mit unserer Fremdarbeiterin Olena verbrachten wir die Nacht im Kuhstall und zwar in der Futterkrippe, weil der Bau an dieser Stelle mit uns stabil erscheinenden Eisenpfeilern und Eisenträgern versehen war. In den Keller wollte ich nicht, denn zu oft hatte ich in Aachen mitansehen müssen, wie die in ihren Kellern Schutz suchenden Menschen dort unter den Trümmern ihrer Häuser begraben wurden.

Tags drauf erfuhr ich zunächst vom furchtbaren Schicksal der Familie Vos.

Gleichzeitig vernahmen wir, dass ab nun im Nachbarort Raeren ein Marine-Flackgeschütz seinen Dienst aufgenommen hatte. Das war bald nicht mehr auszuhalten. Was bisher nur die Unzuversichtlichsten taten, nämlich in die Keller zu flüchten, musste nun jeder tun. Darum beschloss ich mit meinen Leuten und der befreundeten Familie Ieys von nun an im Eiskeller zu nächtigen. Bei jedem Voralarm vollzog sich dann das gleiche Ritual, wobei jeder bald, selbst schlaftrunken, seine Handgriffe beherrschte.

Albert's Wägelchen stand mit Decken versehen stets im Hausflur bereit.

Ich selber schlief ständig im praktischen „Blaumann“.

Sobald die erste Warnung gegeben wurde, kam Alfons, der Sohn von Jannes Leys, uns durch Sturmgeläut an der Haustür wecken. Olena wecken. Albert schnappen, und ab ging die Post.

Das hatten wir so 10 Nächte lang gemacht, als wir zu dem Schluss kamen, dass es so nicht weiter gehen konnte. So beschlossen wir, uns diesen Eiskeller, der nach dem Ersten Weltkrieg von Waldemar Funken, dem Betreiber einer kleinen Privatmolkerei, gebaut worden war, wohnlicher zu gestalten, denn dieser Raum schien uns sicher und geeignet.

Hinter der Eingangsfassade, die teilweise noch durch Erdanschüttung geschützt war, befand sich noch eine zweite stabile Mauer und am Ende des unterirdischen Raumes gab es eine Öffnung in der Decke, die man gut als Notausstieg hätte nutzen können.

Wir bedeckten den kalten Boden mit einer 30 Zentimeter dicken Strohschicht und bauten uns innerhalb des Raumes aus Strohballen noch eine wärmende Hütte. Dort schliefen wir dann. "Löffelchen in Löffelchen", um uns mit unserer Körperwärme noch zusätzlich gegenseitig warm zu halten. So geschützt merkten wir bald nichts mehr von dem, was sich draußen tat. Auch mein Schwiegervater und noch einige andere Leute gesellten sich zu uns, wenn es besonders schlimm zu werden drohte.

Wir erlebten in dieser Zeit viele schwere Angriffe.

So z.B. auch den großen Angriff auf den Montzener Güterbahnhof, den die Deutschen während des Ersten Weltkrieges gebaut hatten. Statt diesen kriegswichtigen Nachschubbahnhof nun der Länge nach anzugreifen, flogen ihn die Alliierten falsch an und bombardierten ihn leider nur schräg bzw. quer.

Es gab in diesen Wochen enormes Leid wegen der vielen Toten. Stumm wurde das Opfer von der Bevölkerung getragen. Diesen furchtbaren Diktator Hitler los zu werden, sollte noch viele Opfer fordern. Wir trauerten vor allem um die vollständig ausgelöschte Familie Voss, die wie wir treue belgische Patrioten waren und nur in Frieden und Freiheit leben wollten.

Wir beendeten unsere Nächte im Unterstand so gegen fünf Uhr in der Früh. Während die Familie Leys in ihr Heim zurück kehrte, um dort noch eine Mütze Schlaf zu nehmen, begann für uns der Arbeitstag mit der Stallarbeit.

Bei einem der vielen nächtlichen Angriffe jener Zeit auf Aachen wurden dort auch ein Onkel und ein Tante von mir auf ihrem Bauernhof tödlich verletzt. Die Burg Schönrath und die von meinen Verwandten bewirtschafteten Okonomiegebäude wurden dem Erdboden gleich gemacht und zwar so gründlich, dass der über dieses Anwesen führende Weg fortan 50 Zentimeter höher lag. Ja, das Leben ging einfach über die Trümmer weiter.

Nach einem Angriff hing das zerfetzte Vieh teilweise in den umstehenden Bäumen.

Wie hochmütig ragte aus dieser Todeslandschaft um Burg Schönrath die mit Tierfiguren der stets kunst- und liebevoll geschnittenen Gartenhecke als Zeichen trotzigem Lebens empor.

Mit meinem Vater nahm ich Tage später in Richterich, wo eine der Töchter auf dem dortigen Zehnthof wohnte, an der Beerdigung der beiden teil. Und gedachte voller Wehmut der schönen Zeiten, die ich in den Schulferien bei dieser Familie verbringen durfte. Doch trotz all“ dieser Leiden lautete die Parole: „Nur nicht aufgeben!“

Entsprechend handelte auch mein Mann im Gefängnis, als er kurz nach Ostern mit einem Gefangenentransport nach Wittlich zur Ackerarbeit verlegt werden sollte. Ein Befehl, der ihn sehr beunruhigte, denn dort hätte er keinen Kontakt mehr mit mir haben können.

In der Reihe der zum Abtransport angetretenen Gefangenen ließ er sich zunächst immer mehr nach hinten fallen, bis er schließlich doch erfasst werden sollte.

„Ich kann nur Kühe melken, von Ackerbewirtschaftung verstehe ich nichts“, sagte er in letzter Minute dem Aufseher. Der akzeptierte das Argument und ließ ihn zurück.

„Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“, kann ich da nur sagen!

So wurde er nun dem Rittergut Kalkofen zugeteilt, dessen Chef Zurhelle ihn tagtäglich um 8 Uhr am Gefängnis abholen kam. Auf dem Rittergut musste er sich hauptsächlich um die zweimal täglich anfallende Stallarbeit kümmern. Gegen 17 Uhr wurde er dann wieder in den „Bau“ zurückgebracht. Beim anschließenden „Essen fassen“ konnte er seine Ration dem Mitgefangenen geben, denn er hatte sich auf dem Bauernhof schon satt gegessen.

Am Tage nach dem dramatischen Osterdienstag machte ich mich auf den Weg zu meinem Mann. Im Gefängnis erfuhr ich, dass mein Mann zum Dienst auf dem Rittergut Kalkofen verpflichtet worden war. Das war für uns beide eine gute Entwicklung. Josef hatte dort viele Freiheiten und konnte sinnvoll in seinem Beruf arbeiten. Und für mich war die Kontaktaufnahme mit meinem Mann nun wesentlich angenehmer geworden. Dort ging ich ihn nun jede Woche heimlich besuchen, um ihn mit Lebensmitteln und den neuesten Meldungen von Radio London zu versorgen — was eigentlich auch schon wieder lebensgefährlich war.

Jede Woche wählte ich einen anderen Reisetag und auch eine andere Reiseroute. So gelang es mir, ihm immer wieder etwas von dem verschwundenen Schwein mitzubringen. Nur ihm verriet ich meinen nächsten Besuchstermin und er konnte sich voll darauf verlassen, dass ich zum vereinbarten Termin auch erscheinen würde, selbst wenn ich mich verspäten sollte, wenn ich z.B. manchmal durch meterhohe Schneewehen stapfen musste.

Auch wenn ich von Astenet aus den Zug benutzte, konnte es passieren, dass ich auf der nur 10 km langen Strecke manchmal stundenlang festsaß, wenn unterwegs Bombenräumkommandos im Einsatz waren. Manchmal war auch tagsüber Bombenalarm und man stand dann oft Stunden in einem Bahnhof oder an einer Haltestelle der Kleinbahn. Manchmal wurden die Züge auch umständlich über Bleyberg zum Aachener Westbahnhof umdirigiert. Und der Weg zum Rittergut Kalkofen musste ja auch noch bewältigt werden.

Jedesmal zog ich um 7 Uhr in der Frühe zu Fuß oder per Fahrrad mit einer Tasche mit Eingemachtem los. Trotz der ständigen Angst wegen möglicher Kontrollen! Manchmal wurden morgens Fallschirmspringer gesucht, die in der Nacht gelandet waren. Zu diesem Zeitpunkt war die Stallarbeit längst erledigt und zur Vorsicht hatte ich den guten Jannes Leys gebeten, sich abends um das Vieh zu kümmern, falls ich nicht rechtzeitig wieder zuhause sein könnte. Auf diesen Mann konnte ich mich in diesen schlimmen Zeiten wahrlich bedingungslos verlassen.

In Aachen angekommen war mein erster Weg immer zum Gerichtsgebäude, um Anfragen zu stellen oder dem Untersuchungsrichter meine Märchen aufzutischen. Da musste vom kleinsten Schreiberling bis zum höchsten Beamten immer wieder tüchtig geschmiert werden, Hatte ich aber unseren Anwalt in der Stadt aufzusuchen, stand ich mehrere Male vor einem Trümmerhaufen, wenn es zwischenzeitlich einen Angriff gegeben hatte. Dann musste ich mich auf die Suche machen, ob er überlebt hatte und wo er jetzt wohl zu finden sei.

Mir ist mehrmals passiert, dass vor oder hinter mir Blindgänger hoch gingen. Sehr oft musste ich mit ansehen, wie Leichen oder Verletzte aus den Trümmern geborgen wurden. Damals schwor ich mir, niemals in einer Stadt zu wohnen.

Vom Gerichtsgebäude ging ich an der Josefskirche vorbei, wo wochenlang ein riesiger Blindgänger lag, in Richtung Jülicher Straße bis kurz vor der Waggonfabrik Talbot, neben der sich das Rittergut Kalkofen befand.

Einmal dort angekommen, erfuhr ich, dass eine Arbeitskolonne in Richtung Wittlich zusammengestellt worden war, zu der auch mein Mann gehörte. Das bedeutete „Höchste Alarmstufe“! Meinem Schwiegervater sagte ich nach meiner Rückkehr: „Wenn Sie Josef noch einmal sprechen wollen, dann jetzt nichts wie hin!“

Ich selber bin anderntags gleich wieder mit Schmierpaketen nach Aachen gefahren. Zunächst zur Privatwohnung des Gefängnisdirektors,

dann zum Gefängnispförtner, dann zu allen Beamten, die ich noch von der dreimonatigen Untersuchungshaft meines Mannes her beim Namen kannte. Ich ging zum Richter und zum Rechtsanwalt, selbst die Vorzimmerdamen mussten geschmiert werden. Alle wollten sie fettige Finger haben.

Zwei Versuche unseres Anwaltes, meinen Mann für einen Landwirtschaftsurlaub frei zu bekommen, waren schon gescheitert. Außerdem muss man wissen, dass schon zwei Anwälte, kaum dass sie sich in den Fall eingelesen hatten, zur Wehrmacht eingezogen worden waren. Außerdem: Warum sollten sich diese Leute für mich, eine Ausländerin, einsetzen und eventuell riskieren, bei den Nazis aufzufallen?

Oft genug benutzte ich deshalb nur deren Name, um an anderer Stelle Eindruck zu machen. Mein Mann war längst mutlos geworden, doch ich ließ nicht locker. Ich wollte ihn, zumindest vorübergehend frei bekommen. Die bevorstehende Heuernte war eines der von mir vorgetragenen Argumente. Gleich mehrfach besuchte ich alleinstehende Bäuerinnen und bat sie, mir zu bestätigen, dass mein Mann ihnen bei der Arbeit geholfen habe und seine Hilfe zur bevorstehenden Heuernte auch in diesem Jahr wieder dringend benötigt würde.

Beim Untersuchungsrichter bekam ich dann zu hören, dass diese Schreiben noch von -zig Stellen gegengezeichnet werden müssten.

Die letzte Stelle, zu der ich zu gehen hatte, war der Oberkreisbauernführer.

Er ließ mich zunächst einmal Stunden lang warten.

Als er dann kurz vor Feierabend, nunmehr alleine, „erstaunt“ feststellte, dass ich immer noch da war, bat er mich hereinzukommen und ließ mich noch einmal mein Jammer-Verslein aufsagen, doch seine Unterschrift bekam ich nicht. Letztlich komplimentierte er mich mit folgenden väterlichen Worten hinaus:

„Liebe Frau, ihr Mann kommt nicht frei, denn es spricht zu vieles dagegen!“

Diesen Parteibonzen wagte ich natürlich nicht zu schmieren.

Beim Untersuchungsrichter sagte ich dann, ich hätte diesen Mann nicht erreichen können, denn schließlich hatten keine Zeugen diese Begegnung miterlebt.

Hier möchte ich einflechten, dass ich mit der Zeit eine gewisse Routine im Umgang mit all diesen Leuten erreichte. Schließlich putzte ich nun schon seit sieben Monaten deren Klinken. Beim Betreten eines Büros habe ich nie, wie es eigentlich Pflicht war, „Heil Hitler“ gesagt,

sondern immer nur „Entschuldigen Sie bitte!“ Ich erinnere mich vor allem an einen Sekretär namens Evers, der mir viel Verständnis entgegen brachte und der mir auch schon mal eine Tasse „Muckefuck“ anbot. Im Gegensatz zu den Parteibonzen haben mich in Aachen eigentlich alle stets einwandfrei und höflich behandelt und wunderten sich, wenn ich schon morgens in ihrer Dienststelle war. „Wann stehen Sie eigentlich auf?“ war nicht selten deren Reaktion.

Allmählich ging es nun auf Pfingsten zu.

Albert, der Sohn meines Onkels Karl Wintgens, kam Ende Mai auf Fronturlaub zu uns, aber er war nicht bereit, mit uns die Nächte im Eiskeller zu verbringen. Halb scherzhaft, halb aber auch ernst gemeint sagte er:

„Wenn ich etwas abkriege, brauche ich nicht mehr an die Front.“

Er war übrigens zur Panzer-SS eingezogen worden. Schwarze Totenkopf-Uniform! Furchtbar!

Gemeinsam wollten wir eigentlich am Pfingstdienstag mit Klein-Albert per Fahrrad zu meinem Mann. Die Nacht zuvor war jedoch furchterlich gewesen, denn es wurden gleich zwei Angriffe auf Aachen geflogen und es dauerte nicht lange, bis auch mein Schwiegervater und der Panzersoldat bei uns im Eiskeller auftauchten.

„So etwas habe ich nicht einmal an der Front erlebt“, kommentierte Albert am Morgen die vergangene Nacht.

Trotzdem hatte auch seine Familie bereits Schlimmeres erleben müssen.

Bevor seine Eltern beide als Köche einer Werkskantine nach Berlin dienstverpflichtet wurden, besaßen sie in Aachen am Karlsgraben, gegenüber dem Bärenhof der Degraa-Brauerei, ein großes Mietshaus und betrieben im Erdgeschoss eine Gaststätte.

Ihr Haus war schon im ersten Kriegsjahr völlig zerstört worden.

Nachdem, außer den Steinen, alles Brennbares ein Raub der Flammen geworden war, ragten nur noch die damals üblichen schweren Küchenherde aus dem Schutt. Vierzehn an der Zahl, denn so viele Wohnungen hatte das Haus vor dem Angriff.

Albert Wintgens studierte zu diesem Zeitpunkt in Düsseldorf und mit der Aushändigung seiner Abiturbescheinigung erhielt er an seinem 18. Geburtstag auch gleich seine Dienstverpflichtung zum Arbeitsjahr. Unmittelbar daran schloss sich dann der Dienst an der Waffe an.

Nun, nach dieser schrecklichen Nacht, fuhren wir letztlich doch ohne Klein-Albert nach Aachen. Ein Glück, dass wir es uns anders überlegt

hatten, denn es wurde eine Reise durch einen Hexenkessel. Manchmal war es nämlich so, dass trotz des nächtlichen Infernos auch noch am Tage Angriffe geflogen wurden, um zu erledigen, was nachts verschont oder übersehen worden war.

Auch das schöne Rittergut Kalkofen war diesmal nicht verschont geblieben. Nun hingen auch dort die Kühe in den Bäumen.

Abgesehen vom Turm, worin sich die Menschen zurückgezogen hatten, war alles zerstört worden. Im Radio schwafelte dann tags drauf das Führerhauptquartier davon, dass da und dort diese und jene Vergeltungsangriffe geflogen worden seien.

Letztlich ertrugen die Menschen das ganze Leid in der Hoffnung, dass durch diese Angriffsflüge der Krieg verkürzt werde. Zur Unterstützung sabotierten vor Ort die meisten Menschen eigentlich alles und jedes. Nur: laut denken, durfte man dies nicht einmal!

Wenn die Geschwader am Tage kamen, konnte man genau beobachten, wie die Jäger die Bomber in Gefechte zu verwickeln suchten. Wenn dann einer der beiden oder auch beide schließlich abstürzten, dann hieß es: „Kopf einziehen!“

Wurde so ein Bomber von einem Jäger angegriffen, so versuchte er natürlich zu entkommen und um seine Fracht nicht wieder mit nach England nehmen zu müssen, warf er alles wahllos auf einmal ab. Man wird sich vorstellen können, wie es dort dann aussah, wo diese Fracht niederging.

ZWEI FANTASTISCHE NACHRICHTEN

Letztlich haben alle mir doch geholfen, denn in der darauf folgenden Woche erhielt ich am 6. Juni durch unseren Rechtsanwalt auf einmal die Nachricht, dass mein Mann für drei Wochen beurlaubt worden sei.

Diese Nachricht traf genau am Tage der alliierten Landung in der Normandie ein!

Was für ein Glückstag!

Nur ich alleine kann ermessen, was für ein Erfolg der strafunterbrechende Urlaub eigentlich war, denn vom Gefängnis aus, als Gefangener, konnte man nichts in dieser Richtung unternehmen. Innerhalb der Gefängnismauern sagte man:

„Die armen Seelen wissen, wann sie erlöst werden; hier aber ist nichts gewiss.“ Als Insasse stellte man sich voller Ungeduld immer wieder die Frage: „Tun die da draußen eigentlich nichts für uns?“ Wer wusste dies besser als ich? Hatte ich doch selbst dort meine Zeit abgessen.

Den glücklichen Tag der alliierten Landung habe ich im Detail wie folgt erlebt.

Wie gewohnt schaltete ich vor 7 Uhr das Radio an, um den englischen Nachrichten zu lauschen. Es war dies die beste Zeit, um nicht von unerwünschten Zuhörern und Zeugen überrascht zu werden. Ansonsten musste man schon im Kleiderschrank oder unter der Bettdecke diese Sendung verfolgen, oder man musste über eine vertrauenswürdige Person verfügen, die zur gleichen Zeit Schmiere stand.

Gierig lauschte man in den Apparat hinein, um nur ja nichts zu verpassen und in der Hoffnung, endlich mal eine positive Nachricht zu hören.

„Heute morgen um 6 Uhr sind die alliierten Streitkräfte in der Normandie gelandet“

Das war endlich die Nachricht, auf die wir so lange gewartet hatten!

Nie zuvor und nie wieder danach hat mir das Radio solche Sphärenmusik übermitteln können.

Diese Nachricht haute mich um.

Worauf man Monate, ja Jahre gewartet hatte, war nun endlich Wirklichkeit geworden. Doch in diesem Augenblick dachte ich auch darüber nach, was uns zwischen diesem Tag und dem Ende des Krieges noch erwarten würde. Wie viele Soldaten und auch Zivilisten hatten jetzt noch zu sterben? Das war der nächste Gedanke, der mir durch den Kopf schoss.

Doch dann, das Radio ausgeschaltet und (überlebenswichtig!) die Skala verstellt und wie ein Blitz zu unserem vertrauenswürdigen Nachbar Leys. Ausgerechnet heute hatte die Familie verschlafen und man ärgerte sich, teils noch ungläubig, diese sensationelle Nachricht verpasst zu haben. Die nächsten Nachrichten kamen um 8 Uhr. Jetzt hatte auch Jannes Leys die freudige Nachricht vernommen und er kam freudestrahlend zu uns und wir beendeten gemeinsam die schon von mir vor 7 Uhr begonnene Stallarbeit. Dann gab es für mich nur noch eins: Ab nach Aachen!

In Aachen angekommen, begrüßte ich freudestrahlend meinen Mann mit den zwei sensationellen Nachrichten:

„Du kriegst drei Wochen Urlaub“! „Was, nur drei Wochen?“ war seine Reaktion! Aber ich wusste, war er erst einmal draußen, dann würde es mir auch gelingen, Verlängerungen genehmigt zu bekommen. Dann: „Die alliierten Truppen sind in der Normandie gelandet!“

Diese Nachricht haute ihn nun aber um.

Er gleich zu seinem Chef, einem absolut zuverlässigen Mann mit aufgesetzter Nazi-Maske.

Ungläubig drehte der sich um, um seinerseits durch eigene Quellen diese Nachricht bestätigt zu bekommen. Zurückgekehrt sagte er:

„Wenn die heute Abend noch auf dem Kontinent sind, dann ist der Krieg verloren und unsere Wunderwaffe, die VI und die V2 der Nazis im Eimer!“

Kurze Zeit später räumte die Familie Zurhelle in Aachen die Stellung und verzog zu ihrem Gut in Ostpreußen.

Wie haarscharf wir an der Vernichtung vorbei gekommen sind, wissen nur jene, die für das Gute gekämpft und gelitten haben. Richtig er-messen können wir das erst heute, jetzt, wo immer noch neue Tatsachen offenbar werden.

Für meinen Mann begann dann endlich der lang ersehnte Hafturlaub.

Doch diese drei Wochen gingen viel zu schnell vorüber. Also mussten wir wieder mit „fettigen“ Paketen, Bescheinigungen und neuen Unterschriften unzählige Klinken putzen, um Urlaubsverlängerungen zu erwirken. Dieses Schmiersystem brachte uns zweimal einen ganzen Monat Verlängerung und beim dritten Mal, mit dem Hinweis auf die bevorstehende Rüben-ernte (!), sogar gleich eine dreimonatige Verlängerung - also bis Allerheiligen.

Mein Mann war also gerade wieder einige Tage auf seinem Hof, als eine kontrollierende „Obrigkeit“ namens Cormann aus Lontzen feststellte, dass wir eine Russin beschäftigten.

Kurz darauf kam der Ortsbauernführer Jean S. mit der Absicht, sich unsere Olena für die Arbeit auf seinem Hof zu holen, denn seine beiden Söhne waren zu diesem Zeitpunkt an der Front. Der Älteste, so alt wie mein Mann, ist später gefallen.

Man kann sich vorstellen, wie erstaunt der war, meinen Mann auf seinem Hof anzutreffen. Betreten sagte er: „Ja, davon wusste ich nichts.“

Darauf mein Mann: „Du siehst ja, ich bin da!“ ..Eins zu Null für meine Leute am Gericht!“ Unverrichteter Dinge zog er vorerst wieder davon.

Etwa drei Monate vor Ankunft der Amerikaner wurde Olena uns dann doch mit Unterstützung des Ortsbauernführers von Lontzen von Jean S. abgenommen.

Nirgends waren die „deutschorientierten“ Leute übrigens so fanatisch und so hinterlistig wie in unserem Dorf- selbst in Aachen nicht. Dort wurde sogar darüber geschimpft, wie fanatisch man in unserer Gegend sei. Bei den üblichen Sammlungen, zum Beispiel, gaben viele

Aachener nur das kleinste Geldstück. So manifestierten sie ihre Form der Sabotage.

Wir spendeten demonstrativ nichts.

„Nach dem Kriege werdet ihr gewogen!“ drohten uns dafür die Parteifunktionäre.

Der fanatischste von allen war der alte Herr K., wegen seiner schmutzigen Parteiuniform auch „Goldfasan“ genannt. Derselbe hatte schon im Ersten Weltkrieg all seine List und Tücke spielen lassen und sein Mäntelchen stets nach dem Wind gehängt. Er war es auch, der zum Ortsbauernführer Stickelmann gesagt hatte: „Wenn Du den Janclaes nicht anzeigst, dann zeige ich Dich an!“

Damit hatte das Drama bezüglich der Schwarzschlachtereien seinen Anfang genommen. Unser Nachbar, der Bauer Josef F., ein Freund und Sangesbruder meines Mannes, hatte nämlich arglos in der Gaststätte des K. erzählt, dass er und sein Pflichtjahrmädchen anlässlich eines Besuches bei uns im Stall zwei Schweine gesehen habe. Ein anderer Schwätzer wusste daraufhin zu berichten, dass wir aber keine Schweine angemeldet hätten.

Dies bekam der Wirt K. mit, der daraufhin den Ortsbauernführer S. erpresste uns anzuzeigen. Ein weiterer gefährlicher Parteibonze war Ludwig L. aus Astenet. All diese Parteikarrieristen waren auf der Jagd nach einflussreichen Nachkriegspöstchen.

Nun, mein Mann war also jetzt wieder der Herr auf seinem Hof.

Er war aber nicht dazu bereit, die Nächte im Eiskeller zu verbringen und beschloss im eigenen Keller für einen sicheren Unterstand zu sorgen. Dazu baute er vom Keller aus, unterhalb der rückwärtigen Haustür, einen Kellerausgang und zog oberhalb des kleinen Raumes, der sich zwischen der Außenwand und der massiv gebauten Kellertreppe befand, eine mit Drahtbeton verstärkte zusätzliche Decke ein. Nach der Deckenverstärkung statteten wir den Raum mit Schlafgelegenheiten aus und konnten nun den Ereignissen recht gelassen entgegen sehen.

Die Wertsachen, Dokumente, Waffen und Ersatzwäsche hatten wir übrigens schon bei Kriegsbeginn in hermetisch verschließbare Milchkannen deponiert, die wir im Boden des Schuppens eingegraben hatten.

Wenn nun der Drahtfunk wieder einen Anflug der Bomber auf Aachen meldete, dann hieß dies für uns: ab in den Keller. Die Hektik jener Wochen fuhr uns alle in die Glieder. Selbst Klein-Albert plärrte bereits beim ersten Alarmton den damals geläufigen Begriff „Voralarm“. Es war einfach rührend !

Manchmal wurde auch Voralarm und Großalarm in einem gegeben, dann waren die Bomber auch schon gleich über uns. Allerhöchste Alarmstufe bedeutete es, wenn das zu bombardierende Gebiet von der Vorhut mit den sogenannten „Christbäumen“ markiert und ausgeleuchtet worden war. Innerhalb dieses Gebietes blieb dann bald kein Stein mehr auf dem anderen.

Das Warten auf unseren „Victory-Day“ wurde uns in den Kriegsjahren durch die (an sich lebensgefährlichen !) Nachrichten-Sendungen des BBC LONDON einigermaßen erträglich gemacht. Der unvergessene BBC-Sprecher Lindsey Fraser versorgte uns gut, ehrlich und objektiv in deutscher Sprache zur wirklichen Lage an den Fronten. Dann gab es da noch die Sendung von J. R. von Salis aus der Schweiz. Beide Sendungen haben wir nie versäumt.

Die Zusammenfassung des Wochenberichtes der Wehrmacht wurde vom Propagandaministerium des Dr. Goebbels ins Funkhaus übermittelt. Dabei müssen diese vom englischen Geheimdienst abgefangen worden sein, denn bereits zwei Stunden vor der Veröffentlichung durch den Großdeutschen Rundfunk wurden diese Wehrmachtsberichte durch die freien Sender glossiert.

Ein anderer Bericht der Alliierten wurde in Form eines Briefes des „Gefreiten Adolf“ an die Daheimgebliebenen von der Front in Frankreich gesendet. So etwa im Stil der heute vom Fernsehen her bekannten „Tegtmeier-Reportagen“ wurden diese fiktiven Briefe im Radio verlesen.

Schon lange war es her, dass für Europa die Lichter ausgegangen waren. Dies ist sogar wörtlich zu nehmen, denn es herrschte Verdunkelungszwang. Wenn unbedingt Licht gemacht werden musste, dann nur Blaulicht, denn alle Glühbirnen waren blau gefärbt. Die Lampen der Autos verbreiteten nur durch einen etwa 7 Millimeter hohen Schlitz etwas Licht auf die Fahrbahn. An den Fensterläden waren zusätzlich an den Rändern Papierstreifen angebracht, damit nur ja kein Lichtstrahl nach außen dringen konnte.

Die Amis waren also endlich in der Normandie gelandet. Jetzt konnten wir hoffen, dass die Lichter zu Weihnachten wieder für uns leuchten würden.

An einem Sonntag im Herbst 1944 hieß es plötzlich, die Amerikaner sind in Verviers angekommen. Montags stand hier am Steinkreuz gegenüber unserem Haus ein deutscher Soldat auf Wache. Gegen Mittag riefen wir ihn herein und luden ihn zum Essen ein. Beiläufig fragten wir

ihn, ob er denn eine Ahnung habe, wo die Amerikaner jetzt stünden. Er breitete eine Karte aus und deutete auf Baelen. „Sie müssen aber keine Angst haben“, meinte er. Wenn der gewusst hätte, wie wir innerlich jubilierten!

In der Woche zuvor war es hier ziemlich hektisch zugegangen.

Eines Nachts z. B. wollten deutsche Soldaten unser Pferd einfangen. Hinter den Vorhängen grinsend beobachteten wir ihren vergeblichen Versuch. Die Deutschen begannen nämlich, sich zu Fuß oder mit ihren Fahrzeugen in Richtung Aachen zu verziehen. Dafür nahmen nun SS-Soldaten hier Quartier, obwohl ihre Bonzen schon längst verschwunden waren.

Ihr Auftrag lautete: Altbelgier und Antinazis zu verschleppen.

Von diesen Parteisoldaten kam der Befehl:

„Morgen früh mit Pferd, Wagen, Gepäck und Vieh im Dorf zusammen kommen!“

Mein Mann sagte:

„Dazu müssen Sie das Vieh schon selber holen oder hier erschießen!“

Gleich nach dem 18-Tage-Feldzug hatte er zu mir gesagt:

„Ich gehe nicht auf die Straße, denn ich habe das unbeschreibliche Elend der Trecks zu Kriegsbeginn im Landesinnern zur Genüge kennen gelernt!“

Nie und nimmer sollte man flüchten, hatte er sich damals vorgenommen.

Der Einzige, der sich am anderen Morgen mit seinem Vieh im Dorf einfand, war Hubert P., auch so ein begeisterter „deutschfreundlicher“ Zeitgenosse. Ihn haben schließlich die anderen Bauern des Dorfes wieder nach Hause geschickt.

Für meinen Mann war es trotzdem wieder einmal brenzlich geworden.

Erst versteckte er sich in Baelen, dann nachts auf dem Walhorner Feld bei den „Drei Tannen“. Zuletzt auf unserem Heuboden. Die Vorhut der Amerikaner war nämlich nicht weniger gefährlich, Doppelrumpf-Flugzeuge „hüpften“ über unsere Dächer und feuerten auf alles, was sich bewegte. Wir waren in diesen Tagen meistens im Keller.

Am Dienstag sagte mein Mann gegen 13 Uhr zu mir, ich solle nun mit unserem Sohn zur Wiesenzisterne gehen, wo auch ausreichend Essensreserven eingelagert waren. Die Familie Leys hatte sich dort schon seit dem frühen Morgen einquartiert.

Kurze Zeit später bezogen deutsche Soldaten unser Haus und brachten im Dachfenster ein Maschinengewehr in Stellung. Massen zurück-

flutender deutscher Soldaten kamen aus Richtung Eupen in unser Dorf. Sehr bald war das Haus mit Fahrzeugen umstellt und als schließlich noch die Straße mit Panzern verstopft war, kamen die amerikanischen Doppelrumpf-Flugzeuge und bombten alles nieder.

Die Deutschen kamen deshalb nicht vorwärts, weil ihnen der Rückweg an der Ecke Ketteniser und Kreuzstraße versperrt worden war. Die Amerikaner waren nämlich nicht von Baelen aus über Eupen nach Walhorn gekommen, sondern hatten Eupen umfahren und den Weg über Herbesthal-Baum und Rabotrath nach Walhorn eingeschlagen.

An der Ecke des Feickens-Hofes, schräg gegenüber dem heutigen Wohnhaus meines Sohnes, stand ein deutscher Soldat, der von dort mit einer Panzerfaust einen US-Panzer getroffen hatte. Der nachfolgende Panzer stoppte und drehte seine Kanone in Richtung Haus Feickens. Nur der Geistesgegenwart des Dienstmädchens Traudchen ist es zu verdanken, dass das Haus Feickens letztlich doch verschont blieb, denn Traudchen hatte eiligst ein weißes Bettlaken aus dem Fenster gehängt.

Um 17 Uhr hatten die Amerikaner den höchsten Punkt von Walhorn, den Johberg, in ihrer Hand.

Nun machten sie mit ihrem Vormarsch Pause.

Bei meinen Eltern in Rabotrath wurde, wie wir später erfuhren, zu diesem Zeitpunkt bereits tüchtig gefeiert. Für uns aber war nun die Melkzeit gekommen.

Gott, was hatte ich eine Angst - und das Vieh auch.

Nach der Stallarbeit ging mein Mann vorsichtig bis zum Ortsrand. Ruhig war es dort aber nicht. Vereinzelt waren noch Schüsse zu hören. Noch am anderen Morgen „befeuereten“ die Deutschen ganz ordentlich unser Dorf. Bis wenige hundert Meter vor unserem Haus schlugen den ganzen Tag über die Granaten ein. An diesem Tag fanden drei Mitbürger den Tod. Einmal Gerhard Aussems, der unbedingt nach dem Heu auf seinem Feld sehen wollte, dann traf es Frau Arets auf ihrem Fahrrad in Astenet und schließlich den Herrn Wollgarten vor seinem Haus. Des weiteren gab es Einschläge in den Kirchenfenstern und in verschiedenen Häusern. Schließlich säuberten die großen US-Sherman-Panzer den Ort vom letzten Widerstand. Dann gab es endlich Candy und am Abend sah man schon schicke Dämchen durch den Ort flanieren.

Die Amis setzten sich nun im Dorf und in der Umgebung fest. Ihre Hauptbeschäftigung bestand zunächst darin, in den Wiesen Depots anzulegen. Allmählich entstand eine gut funktionierende Etappe und wir begannen, uns auf die Nachkriegszeit einzustellen.

DIE BEFREIUNG

Wie bereits beschrieben, hatte man uns unsere Perle Olena abgenommen. Aber an der Anwesenheit meines Mannes auf seinem Hof hatten auch die Nazis nichts ändern können, denn meinem Mann war ganz offiziell ein Hafturlaub bis Allerheiligen gewährt worden. Eine Rückkehr zum Adalbertsteinweg war für uns deshalb ausgeschlossen, weil wir bis dahin fest mit dem Eintreffen der Amerikaner und der Befreiung von den Nazis rechneten.

Am Tage der Ankunft der Amerikaner schlug auch für Olena die Stunde der Befreiung. Niemand war mehr da, der sie hätte zwingen können, noch auf dem Hof Stickelmann zu bleiben. Am Abend kam sie zu uns und blieb. Ab jetzt wurde sie angemessen für ihren Arbeitseinsatz bezahlt und bald kleidete sie sich gar eleganter als unsere Damenwelt.

Im Herbst 1945 tauchte plötzlich ein russischer Kommissar auf der Gemeindeverwaltung auf, der ultimativ verlangte, dass sich alle Russen binnen einer Stunde vor dem Gemeindehaus zu versammeln hätten. Andernfalls würden sie erschossen.

Mein Mann, der zu diesem Zeitpunkt gemeinsam mit dem späteren Bürgermeister Josef Goka die Geschicke der Gemeinde verwaltete, sagte dem russischen Kommissar, dass dies in der vorgegebenen Zeit wegen der Größe der Gemeinde nicht zu schaffen sei. „Gut, dann in zwei Stunden“, lautete seine ernstzunehmende Erwiderung. Tatsächlich trafen dann auch alle Walhorer Russinnen vor dem Gemeindehaus ein. Ausser Maria, die sehr große Angst hatte, waren alle Mädchen froh, ihre Heimat wiederzusehen. Unserer Olena hatten wir für die Reise einen Sack voller Textilien und Geld gegeben. Beim Abschied schworen alle bald wiederzukommen. Dann ging es ab, zur Sammelstelle nach Eupen, von wo aus es am nächsten Morgen per Eisenbahn nach Russland gehen sollte. Bevor es jedoch losging, rechnete der Kommissar noch einmal die Habseligkeiten der Mädchen nach und stellte fest, dass das Mädchen des Bauern Kerres zu wenig bekommen hatte. Mit vorgehaltenem Revolver wurde Kerres zu weiterer Herausgabe von Geld gezwungen. Dies geschah gegen 16 Uhr.

Nach seiner Rückkehr molk mein Mann die Kühe und begab sich bald danach erneut nach Eupen, um nach dem Rechten zu sehen. Da gab es dann schon welche, die ihn baten:

„Nimm uns wieder hier raus und versteck uns!“

„Gib dem Kommandanten eine Flasche Cognac, dann schaut der schon weg!“

Aber die Aufpasser folgten unerbittlich seiner Order.

Am anderen Tag verließ der Zug Eupen über Herbesthal und Astenet in Richtung Aachen.

Olena warf in Astenet eine an uns gerichtete Karte aus dem Zug, die uns auch erreichte.

Nach etwa einem Monat kam der einzige männliche hier dienstverpflichtete Russe zurück.

Er berichtete, dass ihnen an der Grenze zur russischen Zone alles abgenommen worden sei.

Ihm sei bedeutet worden, dass er Soldat zu werden habe und auch den Mädchen sei klar geworden, dass sie in anderer Richtung als ihre Heimat verfrachtet werden sollten.

Beim Aufbruch hatten ihn die Mädchen angefleht, er möge sie doch mitnehmen.

Da wurde auch uns klar, dass es unvorstellbar sei, dass diese aufgekratzten Mädchen nochmals unter ihresgleichen hätten zufrieden leben können.

Laut einem polnischen Mädchen, welches anschließend einige Monate bei uns arbeitete und im Schriftverkehr mit ihrer Mutter stand, seien alle in ein sibirisches Bergwerk gekommen und hätten ihre Heimat nicht wiedergesehen.

Als Olena kam, war sie gerade 23 Jahre alt. Nicht ganz zwei Jahre ist sie bei uns geblieben. In dieser Zeit sorgte sie gewissenhaft für meinen Sohn. Wenn sie Kartoffeln schälte, saß der Kleine immer dabei und aß rohe Kartoffelstückchen. Das war stets lustig anzusehen.

DIE AMIS

Als ich die ersten Amis sah, kam es mir vor, als sähe ich Menschen aus einer anderen Welt. So lange Beine! So große schlanke und athletische Menschen gibt es hier heute noch nicht. Es waren schöne Menschen mit vornehmen Gesichtszügen. Besonders bei den Kanadiern fand man ausschließlich große Menschen. Herrliche blonde, nordische Typen. Unter ihnen gab es auch zahlreiche deutsche Auswanderer.

Nur bei den Armeeangehörigen aus den amerikanischen Südstaaten fand man auch schon mal kleinere Menschen, außerdem Mischlinge, Russen, Mongolen, Chinesen und Juden. Viele dieser Soldaten sahen bei uns den ersten Schnee in ihrem Leben.

Ein Mexikaner z.B. war direkt klein aber ewig lustig. Sein Name war „Chiplay“. Er war uns besonders ans Herz gewachsen. Einer war

dabei, der fließend französisch sprach. Sein Name: Maurice Duchene, ein französischer Einwanderer. Von ihm erfuhr ich zunächst alles Wissenswerte. Er diente uns als Dolmetscher, bis auch wir soviel Englisch beherrschten, um uns direkt mit den Amis zu verständigen.

Wir erfuhren recht bald, dass das Basket-Ballspiel ihr Lieblingssport war. Überall und wann immer sie hinter der Front etwas Zeit hatten, wurde ein Match organisiert und ausgetragen. Des öfteren haben wir uns dieses elegante Spiel des Laufens, Werfens und des sich Streckens bei offiziellen Veranstaltungen z.B. in Welkenraedt angeschaut. Andere hatten sich dem Footballspiel verschrieben. Doch dies war für uns weniger interessant und machte auch einen eher plumpen Eindruck.

In ihrer Freizeit erzählten sie mir von ihrer strengen Ausbildung, den Übungen und Manövern, bei denen es oft fast unmenschlich zugegangen sein muss. Mit wirklich allen Eventualitäten sind sie in ihrer Ausbildung konfrontiert worden. Sie waren alle in der Selbstverteidigung ohne Waffe ausgebildet worden. Die Angst vor den Nazis saß ihnen tief in den Knochen. Die .lunge waren so hoch motiviert und körperlich so fit, dass ihnen der Müßiggang hinter der Front manchmal zu schaffen machte. Plötzlich und aus heiterem Himmel entstanden dann wüste Schlägereien, wobei die Nichtbeteiligten ohne einzugreifen interessiert zuschauten. Aber bald lachten alle wieder, denn so schnell wie die Keilereien begannen, so schnell waren sie auch wieder vorbei.

Der erste und wichtigste Wunsch unserer Amerikaner war, einmal Florida erleben zu können. Der zweitwichtigste Wunsch war Europa kennen zu lernen. Der Krieg verschaffte ihnen hierzu die Gelegenheit. Mein Gott, sagten sie immer wieder, was können wir unseren Kindern alles erzählen, wenn wir wieder daheim sein werden. Hoffentlich!

Der Speiseplan der Amis war überaus reichhaltig und abwechslungsreich. Sie verfügten über Unmengen an unterschiedlichen Konserven. Aber manchmal verlangten sie auch nach Frischfleisch. Sie konnten auch, über Unmengen an Fruchtsäften in Halb- oder Zweiliter-Dosen verfügen, wovon sie mächtig viel tranken. Wenn es zu kalt war, stellten sie die geöffneten Dosen auf den Herd, um sich den Saft anzuwärmen.

Einmal hatte es auf dem Speicher, wo sie lagerten, durchgeregnet, sodass dort zwei der Burschen keinen Platz mehr fanden und wir ihnen zwei unserer Betten anboten. Als erstes nahmen sie das Holzfüllblatt am Fußende des Bettes heraus, damit sie ihre Füße an ihren langen Beinen herausstecken konnten.

MIT DEN AMERIKANERN LEBEN

Solange die amerikanischen Soldaten mit ihrer Frontspitze noch in unserer Gegend lagen, versuchten sie mittels Flakfeuer die VI an der Grenze zu Deutschland abzufangen. Zum Schutze Londons wurden die V2 an der belgischen Küste mittels Flakfeuer bekämpft. Wir konnten dies am westlichen Horizont manchmal optisch verfolgen.

Als die Amis später in die deutsche Eifel vorrückten, haben sie dort auch die Abschussstelle erobert, denn plötzlich war der Spuck glücklicherweise vorbei.

Trotzdem wurden wir im März 1945 noch einmal durch eine einzelne, uns überfliegende Rakete erschreckt. Ich nehme an, dass ein allzu neugieriger GI versehentlich den Abschussmechanismus betätigt hatte.

Die GI's konnten wirklich manchmal wie Kinder sein.

Einmal ließ sich mein Mann von ihnen die Funktionsweise des ihm unbekannten Maschinengewehrs zeigen. Bereitwillig ließen sie meinen Mann auch mal ins Blaue schießen. Die Schlitzohren hatten aber das Gewehr auf Dauerfeuer gestellt. Als mein Mann nun nach Karabinerart den Abzugshahn kräftig durchzog, schoss er mit einem gewaltigen Feuerstoß das ganze Magazin auf einmal leer. Sie hätten das Gelächter der GI's und ihre Schadensfreude erleben müssen! Kurze Zeit später tauchte ein Jeep mit Militärpolizei auf, um zu sehen, was passiert sei. Zum Glück hatten auch sie genügend Humor, um aus diesem Vorfall kein Drama zu machen.

Gegen Ende September 1944 setzte der Regen ein und damit begannen die Unannehmlichkeiten des herannahenden Winters. Die Wiesen waren bald tief durchgepflügt und eine Schlammlandschaft. Nirgendwo wuchs mehr Gras und die im Schlamm stecken gebliebenen Fahrzeuge mussten sich gegenseitig helfen. Wenn dies nicht gelang, wurde ein Bergepanzer angefordert.

Anfangs hatten wir es recht schwer, uns in der neu gewonnenen Freiheit zurecht zu finden. Auch das offizielle Gemeindeleben musste neu organisiert und ein Gemeinderat gewählt werden. Mein Schwiegervater, der eigentlich als Einziger vom Vorkriegsgemeinderat her das Recht und die Kompetenz gehabt hätte, die Amtsgeschäfte zu übernehmen, traute sich nicht. So nahm denn sein Sohn, mein Mann, die Sache in seine Hände.

Eines Nachts wurde ich unvermittelt sehr krank.

Mit einem Ami-Jeep wurde ich über Welkenraedt (!) nach Hergenrath zu einem Militärarzt gebracht, der sofort entschied, meinen Blinddarm

zu operieren. Irma, die kleine Schwester unseres Gehilfen Mathieu Kubben, kam, um Klein-Albert zu versorgen. Nach 20 Tagen wurde ich aus dem Eupener Krankenhaus entlassen. Bei meiner Heimkehr erfuhr ich zu meinem Schrecken, dass mein Sohn in der Zwischenzeit einmal fast erstickt wäre, denn Irma hatte vergessen, das Heizkissen auszuschalten!

Das Haus war mit Amis vollgestopft. Von denen wurde ich nach Strich und Faden verwöhnt. Auch meinem Sohn widmeten sie ihre ganze Aufmerksamkeit. Sie hatten die größte Freude daran, ihm englische Worte beizubringen. Den Fluch „God damned“, den sie bei jeder Gelegenheit von sich gaben, waren die ersten Worte, die Klein-Albert lernte. Wenn er nun morgens die Treppe herunter kam begrüßte er uns mit einem lautstarken und fröhlichen „God damned!“ Mit herzhaftem Lachen wurde sein Auftritt quittiert.

In den ersten Tagen der amerikanischen Präsenz vor Ort kam Jean S. zu uns, um sich für sein Verhalten während der Nazi-Zeit zu entschuldigen. Dabei war er nicht der Schlimmste gewesen.

In diesen Tagen musste die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln organisiert werden, aber alle landwirtschaftliche Unterlagen, auf die mein Mann sich in offizieller Mission hätte stützen können, waren von Jean Stickelmann inzwischen verbrannt worden. Im August, mitten im wärmsten Monat, hatten im Dorf tagelang die Schornsteine wie verrückt geraucht. Ja, es gab viele Spuren zu beseitigen!

Um den ausgebrochenen Ernährungsnotstand in Walhorn zu beheben, war ausgemacht worden, dass die Landwirte wöchentlich, je nach der Größe ihres Betriebes, ein bis drei Kühe zur Schlachtung abgeben mussten. Reihum, jeder sollte an die Reihe kommen, auch wir. Als jedoch der Bruder meiner Mutter, der Bauer Hubert Birmans aus Astenet, an der Reihe war, kam seine Frau Maria, die Taufpatin von Klein-Albert zu uns, um uns anzuflehen, doch von der Abgabe verschont zu werden.

Stundenlang redete sie auf mich und meinen Mann ein. Doch mein Mann dachte nicht daran, in ihrem Fall eine Sonderregelung zu treffen. Wütend verabschiedete sie sich mit den Worten: „Das werdet ihr noch einmal bitter bereuen!“

Dieser Onkel, Hubert Birmans, war nach dem frühen Tod meiner Mutter, seiner Schwester, mein Vormund geworden. Da beide kinderlos waren, stand ich deshalb in der Erbfolge an erster Stelle. Wir vergaßen bald den peinlichen Vorfall, doch diese Tante hatte ihre Drohung nicht in den Wind gesprochen. Als 1950 mein Patenonkel im Sterben lag, wurde ich von ihr nicht einmal mehr zu ihm vorgelassen.

Die Krankenpflegerin bat meinen Mann, doch einmal zu ihr zu kommen, sie hätte ihm etwas mitzuteilen. Doch wir haben darauf nicht reagiert.

Tante Mariechen, die offenbar bereits im Herbst 1944 wusste, dass mein Onkel nicht mehr lange zu leben haben würde, wollte das große Vermögen, dazu gehörte in Lontzen das Schloss Krickelshausen, auch Kleinhaus genannt, für ihre Seite der Verwandtschaft, die Familie Kessel, sichern. Ausgerechnet also jener Kessel, dem mein Mann letztlich seinen Gefängnisaufenthalt zu verdanken hatte und für den wir die verhassten politischen Gegner waren. Der Wirbel um die Viehabgabe diente der Tante Mariechen also nur als Vorwand ihrer weit im Voraus geplanten Intrige. Das Ergebnis: ich, als nächste Anverwandte, wurde enterbt! Doch es lohnt nicht, dem Vergangenen nachzutrauern.

Am frühen Morgen des 16. Dezember 1944 wurden wir unvermittelt von schwerem Artilleriefeuer geweckt. Im Nu herrschte hektische Aufbruchstimmung überall.

Den ganzen folgenden Tag sahen wir die amerikanischen Panzer in umgekehrter Richtung am östlichen Horizont. Ratten gleich, über die Landstraße von Eynatten in Richtung Eupen rollen. Uns beschlich ein grausiges Bangen und man hörte, wie die Kriegsgeräusche näher kamen. Die Deutschen waren inzwischen wieder bis zum Eupener Gebiet vorgedrungen. In der folgenden Nacht wollten wir schon nicht mehr schlafen gehen.

Wir blieben gestiefelt und gespornt marschbereit in unseren Zimmern sitzen. Unter keinen Umständen wollte ich wieder den Deutschen in die Hände fallen. Angestrengt lauschten wir in die Nacht, um uns anhand der Geräusche ein Bild von der Lage zu machen. Tags drauf wurde es etwas ruhiger, zum Glück konnten sie aber bald gestoppt werden.

Weihnachten gab es dann wieder Licht, wenn auch nur in unseren Herzen, denn die Stromzufuhr war defekt. Seitens der Amis waren schon reichlich Vorbereitungen zum Fest getroffen worden. Sie bekamen viele Weihnachtspakete von ihren Angehörigen und abends war es für alle ein Fest, diese miteinander auszupacken.

So ergab sich, dass wir diesen Jungs auch eine Freude machen wollten.

Wir fragten sie nach Reis und ließen davon bei unserem Bäcker Burtscheidt Reisfladen backen. Nachdem Frau Burtscheidt uns gemeinsam mit ihrer Schwester die Fladen geliefert hatte und wir die Köstlichkeiten alsbald auftischten, wollte keiner den ersten Bissen tun. Schließlich wurde es uns zu bunt und wir griffen zu.

Kaum hatten wir den ersten Bissen getan, da stürzte sich auch die ganze zwanzigköpfige Mannschaft mit Heißhunger auf den süßen Fladen. Später erfuhr ich, dass es ihnen streng verboten war, Essbares von Zivilisten anzunehmen.

Was mich in jener Zeit am meisten berührt hat, war die neue ungewöhnliche Toleranz. Alle Menschen konnten plötzlich machen, was sie wollten. Alles war erlaubt oder zumindest geduldet — wenn es nur der guten Sache diene. Unsere Wohnstube vereinsamte weder am Tage noch in der Nacht.

Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Ständig wurde irgend etwas gekocht oder verspeist. Die Amis waren wie die Kinder- große Kinder. Jederzeit waren sie zum Singen und Spielen aufgelegt.

In allen Ecken des Hauses standen die Gewehre nur so rum. In der Milchküche hingen ständig irgenwelche nassen Sachen zum Trocknen auf. Wir wuschen ihnen die Sachen, was sie übrigens sehr gut bezahlten!

Nur Samstagmorgens setzte ich ein böses Gesicht auf, denn dann wollte ich putzen. Manchmal musste ich dazu zuvor den Spaten zu Hilfe nehmen, um die festgetretenen Lehmknollen zu entfernen. Wenn sie anschließend wieder in das saubere Haus durften, freuten sie sich königlich.

Ich erwähnte bereits, dass die Amis sich oft wie Kinder freuen und amüsieren konnten.

Dies galt vor allem für die Schwarzen, sie waren immer zu Streichen aufgelegt, aber auch von ausgesuchter Höflichkeit! Ich finde, dies verdient unbedingt festgehalten zu werden.

Die Schwarzen, wir nannten sie damals natürlich noch Neger, waren die Elite der Transportfahrer. Ihre Fertigkeit am Lenkrad war sagenhaft und blieb unübertroffen.

Als das Wetter gar zu schlecht wurde, richteten sie sich auf dem Speicher ein.

Ihre eigene Küche hatten sie im Fahrsilo, gleich neben dem Schuppen eingerichtet.

Diese relative Idylle hatte knapp drei Monate gedauert - bis schliesslich der Neujahsmorgen 1945 kam.

Ich war im Dorf zur Frühmesse gegangen, als plötzlich wieder deutsche Flieger über uns hinweg donnerten. Sie schossen dabei aus allen Rohren. Viele der MG-Geschosse steckten anschließend im Fußboden unseres Speichers.

In der Nähe von Rabotrath waren einige Flieger abgeschossen worden.

Mein Mann hat sich die Wracks angesehen, als wir im Nachmittag bei meinen Eltern unseren Neujahrsbesuch machten.

Was wir so zum Glück nur am Rande am 16. Dezember 1944 und am 1. Januar 1945 mitbekamen, war der Versuch von Nazi-Deutschland, den Kriegsverlauf mit Hilfe der so genannten „Rundstedt-Offensive“ noch einmal zu ihren Gunsten zu wenden.

Die letztlich fehlgeschlagene Nazi-Offensive brachte unzähligen Menschen auf beiden Seiten noch einmal Verderben und Tod.

Dank auch der Jungs, die bei uns einige Monate friedlicher Etappe verleben durften, wurde der Feind letztlich dann bald doch endgültig besiegt.

Nach den Wintermonaten bereiteten sich die Amis auf den letzten Akt des Krieges vor.

Zu diesem Zweck wurde im März 1945 ein großes Manöver angesetzt, wobei das Vorrücken auf das Zentrum des Feindes noch einmal geprobt werden musste.

Am Abend zuvor kamen unverhofft amerikanische Soldaten in einem Jeep angefahren und hielten vor unserem Tor. Unser Schäferhund lief ihnen wie immer laut bellend entgegen. Die Soldaten zogen ihre Waffen und erschossen ihn. Er kam zwar noch laut jaulend bis in unser Wohnzimmer gelaufen, aber dort verendete er unter dem Küchentisch. Wir haben trotz unseres Leides niemandem Vorhaltungen gemacht, denn wir hatten Verständnis dafür, dass der Hund den Ablauf des Manövers hätte stören können.

Beim nun folgenden Manöver nahmen die Amerikaner auch sonst keinerlei Rücksichten. Wir schauten ziemlich baff zu, wie sie rücksichtslos Hecken, Gatter, Tore und Stiegel in Grund und Boden fuhren.

Trotz dieser Vorkommnisse waren wir letztlich traurig, als sie uns verließen, um in Richtung Berlin weiter zu ziehen. Ja und so zogen sie dann weiter. Sie, die über den großen Teich gekommen waren, um uns die Freiheit zurückzubringen. Mit den besten Wünschen ihrer Familien versehen, waren sie in Richtung Europa gezogen, woher die meisten ihrer Vorfahren stammten, um hier ein wildgewordenes, menschenverachtendes System der Unterdrückung zu vernichten. Wieviele mussten dafür ihr junges Leben lassen ?

Meistens konnten wir nur ahnen, was unter den Planen der Fahrzeuge mit dem großen weißen Kreis und dem roten Kreuz transportiert wurde.

Nur einmal noch haben wir einige unserer Amis wiedergesehen. Sie waren jetzt in Roetgen stationiert. Von dort waren sie gekommen, um

uns noch einmal zu besuchen. Wir wunderten uns, dass man ihnen die Rangabzeichen abgenommen hatte, mit denen sonst ihre Uniformen verziert waren. Sie lachten. Sie waren degradiert worden, weil sie versehentlich ihre eigenen Flieger aufs Korn genommen hatten! Danach haben wir keinen mehr wiedergesehen.

WEITERE ERLEBNISPLITTER

Der englische Premier Winston Churchill soll einmal gesagt haben:

„Es ist nicht zu fassen, dass so wenige solche Massen für so wenig organisieren können!“ Dieser Ausspruch trifft den Nagel auf den Kopf, wenn ich an die Mutter von Emil und Erich Pelzer denke, die in der hinteren Kreuzstraße mit ihrem Mann Emil den Lindenhof bewirtschaftete. Sie war so geschickt im Umgang mit Menschen und mit den Produkten ihres Hofes, dass sie von jedem alles haben konnte, was sie nur wollte.

Vor allem mit den Frauen der Industriestadt Verviers, die hier über Land zogen, um im Eintauch Lebensmittel zu erhalten, trieb sie einen lebhaften Handel.

Nach jeder Schwarzschlachtereier schmierte sie erst mal die Gendarmerie, damit diese eine besonders starke Wache aufbot, um das Gebiet um ihren Hof vor unliebsamen Fremden zu schützen. Nun, sie war einiges älter als wir und daher erfahrener und raffinierter.

Mit den Amerikanern kamen auch einige weltbekannte Persönlichkeiten in unser Dorf... Im schon mehrfach erwähnten Eiskeller hatten die Amerikaner vorübergehend ihr Einsatz-Hauptquartier eingerichtet. Dort waren zu Gast: Der General und spätere US-Präsident Dwight D. Eisenhower, die Schauspielerinnen Marlene Dietrich, berühmt durch den Film „Der blaue Engel“ und der Kriegsberichterstatte Ernest Hemingway, der spätere Literatur-Nobelpreisträger und Autor des Bestsellers „Der alte Mann und das Meer“.

Marlene Dietrich gab einmal eine Vorstellung für die GI's im alten Festsaal unseres Dorfes. Ernest Hemingway verbrachte als Kriegsberichterstatte etwa 8 Tage in Walhorn. Von unserem Hof aus konnten wir ihn vor den Felsen der Rotsch auf einem Klappstuhl an einem Tisch, den ganzen Tag schreibend beobachten. Er trug seinen bekannten kakerfarbenen Tropenanzug und war ständig von einer Katze begleitet.

In dieser Zeit waren auf der Wiese unterhalb dieser Rotschfelsen von einem Deutschen eine größere Zahl Pferde untergebracht worden. Mein Mann beobachtete einmal, wie sich Ortsfremde daran machten, diese Pferde einzufangen. Mit seinem „Dienstfahrzeug“, einem kleinen Motorrad, machte er sich in seiner Eigenschaft als Feldhüter auf, um nach

dem Rechten zu sehen. Wie sich herausstellte, handelte es sich bei den Pferdefängern um Mitglieder der „Armée Blanche“, einer belgischen Untergrund- und Widerstandsmiliz. Ihre Absicht war, die Tiere an jene Bauern zu verteilen, die ihre Pferde noch in letzter Minute hatten an die Deutschen abgeben müssen. (Wie die Sache ausging, hat Mutter nicht notiert.)

Die Amis machten, wie schon gesagt, oft und gerne Unfug.

Das Pferd meines Vaters wurde zum Beispiel an einem Tag derart geritten und gejagt, dass es noch in der Nacht verendete. Das neue Pferd kostete ihm damals den horrenden Betrag von 50.000 BF, denn es waren kaum welche zu haben.

Auch mein Bruder Adolf, damals 17 Jahre, machte Unfug.

Eines Mittags tauchte er in vollständiger US-Uniform bei uns auf. Unsere Soldaten und sogar ihr Oberst erschrecken ganz schön, als sie ihn sahen und hielten ihn für einen Spion.

Mein Bruder bekam es nun ganz schön mit der Angst zu tun.

Aber es kam auch anders.

In unseren Wiesen standen massenweise Oel- und Benzinfässer. Nebenan in der Koonen-Wiese war die große Reparaturwerkstätte untergebracht. Auf dem von der Familie Kubben bewirtschafteten Gut „Montem“ gab es ein riesiges Lazarett-Lager.

Es kam eine kurze Zeit, wo Walhorn hermetisch abgeschlossen war und streng, rund um die Uhr, von Militärpolizisten gemeinsam mit zivilen Einheimischen (in US-Uniformen) bewacht wurde. Das war dann ein Fest für die jungen Altbelgier wie meinen Bruder.

DER ENDSIEG

Es dauerte dann nicht mehr allzu lange, bis Nazi-Deutschland kapituliert und die Alliierten in Berlin die Reichskanzlei, das Zentrum des Teufels, erobert hatten. Unter all jenen, die diesen Krieg lebend überstanden hatten, brach unbeschreiblicher Jubel aus. Überall wurde gefeiert.

In unserer Gegend wurde der Tag des Sieges, der „Victory-Day“ in einer Hauptveranstaltung in Henri-Chapelle gefeiert, bei der auch der spätere US-Präsident Eisenhower anwesend war. Alle, die sich vom Joch der Nazis befreit fühlten, waren ebenfalls anwesend. Nie zuvor und nie wieder später habe ich die „Brabançonne“, unsere Nationalhymne, so zackig spielen gehört. Nie klang dieses Lied schöner als an jenem Tag.

Unzählige Feierlichkeiten folgten. Fast jeden Tag gab es irgendwo eine Siegesfeier. Im Eupener Saalbetrieb des Kinos CAPITOL fanden jede Woche fantastische Fronttheater-Veranstaltungen statt, zu denen auch interessierte Zivilisten zugelassen waren. Über ein Jahr dauerte dieser Veranstaltungsreigen. Jede Woche fuhr ich mit dem Fahrrad dorthin, mit Klein-Albert im Körbchen vorne an der Lenkstange, Jeder kannte uns und war uns behilflich. Unbeschreiblich schön auch die unzähligen Standkonzerte der Amis in einem uns bis dahin völlig unbekannten „Sound“, Arrangement und Rhythmus. Es war einfach herrlich. Die Lebensfreude machte das Leben wieder lebenswert.

Bei den zivilen Feiern wurden überall Strohpuppen, Hitler darstellend, verbrannt, bevor es mit Reden, Feuerwerk und Festbällen weiterging. Unbeschreiblich wie „voll“ alles und alle waren !

Im Juli feierten wir mit unseren Befreiern gemeinsam den amerikanischen Unabhängigkeitstag. Wie sehr konnten wir in diesem Jahr die Gefühle der Amerikaner verstehen, nachdem uns nach TAUSEND JAHREN die Unabhängigkeit gerade erst wieder geschenkt worden war!

Zum Schluss meiner „Kriegserinnerungen“ weiß ich nur noch zu sagen, dass alles Leid der Welt kein Kriegsleid aufwiegt. Alle Menschen werden geschunden, gedemütigt und gejagt und kriegten nichts dafür bezahlt. Und selbst wenn sie Geld bekämen, könnten sie nichts dafür kaufen, weil nichts mehr da ist. Sie können nicht einmal satt werden. Geschweige denn in Ruhe leben, lieben, schaffen und schlafen. Es zählt nur noch ein Wort: ÜBERLEBEN !

Im Abspann eines Kriegsfilmes den ich einmal sah, hieß es zum Schluss: „Wenn Generäle einen Kriegsplan machen, legen sie auch fest, wo geplündert wird und Frauen vergewaltigt werden und bei Waffenstillstandsabkommen wird gleichzeitig auch wieder die Saat zum nächsten Konflikt gelegt!“

Néswäremde

va Henri Beckers

Vöresch Joahr
hauw béj oss op n' Hof
e Vorespääsche zéch jetrowd
än du jraat hénge över oss
Jaadebank
janz flott e Nés jebowd.

Sue woad éch
onverhiofft Tü'ch
va prall Jelök än Kéngersäjen,
t'Néske badete séch
i Wärmdé, béj Son,
mä och wenn 't woar anet räene.

Du schlooch och op méch
e Vönske över
d'rjanze schöne Mont va Mai,
dat joof réngseröm
wérr Klöörän Lääve
än du op-éns woaret vorbei.

Èch hauw di Jong
noch t'Auvends
vör dat et düster woad jetoat,
véér Köpkere
käeke nööjschieresch
utt-t' Néske now öevere Boad.

De Auw die vloor
noch fließe ch sörjend
mét d'r Bäck voel Voor
än soot da
mét utjespréide Vløjelschere
weil't naats döcks koat noch woar.

t' Mörjens vond éch

t'Nés verloate,
 starde verschlaare in dat Lok.
 „Sönt se daa now at utjevlore?
 Woare se da at jruet jenooch?“

Èch vroar méch aaf,
 wue se now soote,
 sue uene Mam än janz alléng,
 än off se selver
 hön Voor at vonte,
 se woare doch noch esue kléng.

Of now e sue Vöjelsche
 jée Héémwie
 hat noa't Néss, wi énge va oss
 dä och t' Strüe
 mét sech blitt draare
 wue drop séch da läeje koss?

Hat da vielleicht esue Déreke
 janz verjæte
 wue éns sing Wéesch jestande hat,
 dat et jedélt
 mét Brör än Söstere
 sie Odechhuus, wue et sie Héémet hat?

Sow't da och nét
 tröck erkänne
 éé va de Sing now, vrösch of langk,
 mét dämm 't délde
 de Erinnerungge
 va bej oss hénge, över n' Bank.

Now läckt et at vielleicht
 sing Wonde
 noa dr öchte Lävendsdaach,
 än jringt et déke Vörelströnschere
 vermést vielleicht et Nés esuejaar.

Sue hauw éch do
 en Tiit jestande
 än wi d'r Daach bauw woar verjange
 än du der Oavend vool
 wue éch verlangend Uutkik hool

än loot et Nés
 nét uet en Owwe
 off döcks séch ähl now jätt bewäscht,
 daaht éch op éns,
 suen kléng jong Vééngk
 és jraat sesue wie e Miinschekéngk,

dat loos séch makt va Moddershand
 weil de Natuur jéét ävver höhre Jangk,
 suedat t'selver d'r Wäesch wahl vengt
 än da sie éje Liedche séngt.

Än wie de Auw
 ens hauwwe jesonge
 hant dés Joahr eröm die Jonge
 och wérrem ene Huchert now jestéft
 äen séch e Néske ääjerecht.

Flott vléje se,
 va räets no lenks,
 weil och do könt now jauw jett Klééngs,
 die Wéesch stooffiet
 mét réng Matratze, än Värekere janz wétte
 jönt tesaame die Twei op en Eikere now sétte.

Än iije engs Mai
 t'létzte Kaländerblättche véllt,
 jéét oad Béld séch wérrem Ilike,
 jongk Lääve hat séch aajemelt

Wérrem rékke séch kléng Vöjelköpkere
 iije Néske now övere Boad
 Èch han se dès' Kiier nét jetoat.

Ferienenerlebnisse einer Bonner Jugendgruppe in Hauset 1936

von Hans Paul Koll

Vorbemerkung

Bei den folgenden Zeilen handelt es sich um die Abschrift einer Vervielfältigung aus dem Jahre 1936, damals gesammelt von „Kaplan Leonards“, der sie als „Heft“ seiner Jugendgruppe der Stiftskirche Bonn als Andenken hinterließ.

Einleitend schrieb der Kaplan:

„Liebe Jungs!

Hoffentlich habt ihr dieses Heft noch, wenn ihr später einmal sagen müsst: Die goldene Kindheit liegt schon weit hinter mir. Dann werdet ihr euch freuen, in diesen Blättern liebe Erinnerungen an unvergessene Tage zu finden. Darum verwahrt sie gut auf!

Wie lieblich liegt das Dörfchen Hauset eingebettet in Wald und Wiesen. Felder gibt es nicht. Die Bauern haben es besser als anderswo. Sie brauchen nur für das Vieh zu sorgen, für die vielen Kühe, welche man überall auf den Weiden sieht. Die Wiesen waren in diesem Jahre besonders grün nach den langen Regenwochen. Auch uns ist die erste Woche in Hauset verregnet. Das war schade, weil wir nicht so viel in den Wald gehen und nicht schwimmen konnten im See.

Der Regen fiel uns aber nicht ins Herz hinein, da herrschte eitel Sonnenschein. Keine Stunde gab es Verdruss. Bonner Jungen sind allzeit fröhlich. Ihre Losung heißt: Uns geht die Sonne nicht unter.“

Die Bonner Jugendgruppe, die in Hauset in der Jugendherberge (Vollmühle) untergebracht war und unter der Führung von Toni Weber und der Lagerleiterin Frä. Elisabeth Schlürscheid stand, setzte sich wie folgt zusammen:

Brink Hans, Flink Josef, Flink Andreas, Hamacher Peter, Hamacher Josef, Halm Hans, Hoffmeister Kurt, Kirschbaum Willi, Koll Eduard, Koll Paul, Konvents Franz, Küpper Helmut, Löllgen Willi, Nöthen Hans, Rimmel Josef, Schäfer Hans, Strack Hans, Vogel Otto, Windheuser Peter, Reuter Johann, Reuter Heinrich, Woday Heinrich, Wüstrich Walter, Zache Hans, Arenz Johann, Birkheuser Hans, Kerkow Adolf, Kuchem Walter und Schwartz Bernhard.

Kaplan Leonards ließ die Ferienenerlebnisse von den einzelnen Teilnehmern niederschreiben. Hans Paul Koll, im Bericht Paul Koll genannt

und damals mit 9 Jahren einer der jüngsten Teilnehmer, heute in Brühl ansässig, schrieb die Berichte im Mai 2006 ins Reine, wobei er versucht hat, sie in der Originalfassung wiederzugeben. „Die damalige Schreibweise und auch einige Fehler wurden mit Absicht nicht geändert“.

Nun die Kurzberichte aus der Feder der Jugendlichen.

Sonnige Tage in Hauset

Am 3. August 1936 war der große Tag da. Wir wollten in den Ferien zwei Wochen nach Hauset in Neubelgien fahren. Um 8,22 Uhr vormittags waren wir am Bahnhof. Unter großem Hallo stiegen wir in den Zug und fuhren zunächst bis Köln. Dort mussten wir umsteigen in den Zug, der nach Aachen fuhr. In Aachen wartete schon unser Führer Toni Weber auf uns. Nach kurzer Zeit kam ein Gemüseauto. Wir kleines Gemüse verstaute unser Gepäck und wurden bis zum Aachener Dom gefahren. Nach der Besichtigung desselben fuhren wir über die Grenze nach Hauset. Als wir dort ankamen, wurden wir von den Herbergseltern freundlich aufgenommen. In der ersten Woche hatten wir viel Regen. Trotzdem aber waren wir guter Laune und bekamen viel Spaß. An den folgenden Tagen bauten wir im Wald Hütten. Bald begann das Trainieren für die Olympiade. Auch einige Ausflüge machten wir. Zuerst zum Wallfahrtsort Moersnet, dann wanderten wir nach Astenet und zuletzt nach Eynatten, wo ein Kinderfest war. Den Tag über, in der Freizeit, spielten wir meistens am Bach. Viele mussten bemerken, daß das Wasser naß war. Auf einer Wanderung kamen wir auch am Viadukt, einer riesigen Brücke, vorbei. Auf drei Schienensträngen übereinander konnten die Züge fahren. Am Tag der olympischen Spiele brannten wir am Abend ein großes Feuer ab. Es war die Siegerehrung. Am vorletzten Tage besichtigten wir die Wollfabrik von Herrn Bohlen. Am Abend packten wir die Sachen. Morgens früh um 10 Uhr bestiegen wir das Gemüseauto. Mit dem Zug fuhren wir von Aachen aus nach Bonn zurück. Um 4,55 Uhr kamen wir in Bonn an. Die sonnigen Tage von Hauset waren zu Ende!

Der Dom zu Aachen

Der Dom zu Aachen ist in verschiedenen Jahrhunderten zusammengebaut worden. Wir gingen durch das Hauptportal in den Dom. Zur rechten sahen wir auf einer Säule einen Wolf sitzen, welcher ein Loch in der Brust hatte. Die Sage erzählt: Als die Aachener den Dom nicht fertig bekamen, schlossen sie einen Vertrag mit dem Teufel. Der Teufel

wollte den Dom fertig bauen, dafür aber die Seele des Ersten, der den Dom betrete, haben. Da schickten Aachener einen Wolf in den Dom. In seiner Wut riss der Teufel ihm die Seele aus dem Leibe. Zum Andenken daran, setzten die Aachener das Wolfsbild in den Dom.

Als wir weiter gingen, kamen wir in den ältesten Teil des Domes, welchen Karl der Große erbauen ließ. Es war ein schönes altes romantisches Bauwerk mit prachtvollen Mosaikgemälden. Rechts stand eine Kanzel aus weißem Marmor. Diese hat ein Deutscher Kaiser dem Dom gestiftet. Hinter uns sahen wir oben den Krönungsstuhl Kaiser Karls des Großen. Dann gingen wir weiter in den Chor. Hier sahen wir uns zuerst eine wunderschöne goldene Kanzel an. Sie war mit lauter Edelsteinen besetzt. Wir hatten gerade Glück, denn gewöhnlich ist die Kanzel durch ein Schutzgehäuse verdeckt. Als wir kamen, wurde dieses eben aufgeklappt. Dann sahen wir uns den Hochaltar mit dem Reliquienschrein und das Adlerpult an. Wie in allen Domen wird hier das Allerheiligste in einer Seitenkapelle aufbewahrt. Dies ist eine barocke Kapelle, welche von den Ungarn erbaut wurde. Vor dem Aachener Gnadenbild, in einer anderen Seitenkapelle, beteten wir ein kurzes Gebet und gingen in die Schatzkammer des Domes.

Hier sahen wir eine Pracht und einen Reichtum ohne gleichen. Wir sahen fein gewebte Paramente, prachtvolle Kronen, Schmuckgegenstände, alte Messbücher mit herrlichen Verzierungen, wertvolle Kreuze und Monstranzen. Unter anderem sahen wir das Jagdhorn Karls des Großen, den Schrein mit dem Kleid der allerseligsten Jungfrau Maria, den Schrein mit den Windeln des Heilandes, den Schrein mit dem Tuche, welches bei der Enthauptung des Heiligen Johannes des Täufers gebraucht wurde. Nachdem wir dieses gesehen hatten, fuhren wir weiter nach Hauset.

Johannes Reuter

An der Grenze.

Als wir uns Aachen angeschaut hatten, fuhren wir mit einem Auto noch 2 km und kamen bald an die deutsche Grenze. Hier erwartete uns die deutsche Zollschranke und das Zollhaus. Wir mußten Geld und Pässe vorzeigen. Bald waren wir an der belgischen Grenze, wo von strengen Zollbeamten zwei Koffer revidiert wurden. Nun ging's mit tausend Freuden ins Ferienparadies, ins Land der Wiesen, Wälder und Bäche. Sehr interessant waren für uns die belgischen Plakate in französischer Schrift und das durchlöchernte Geld, auch haben wir belgische Soldaten

und Geistliche, welche anders gekleidet sind als bei uns, angetroffen. Auch der Pfarrer von Hauset ist ein Belgier.

Willi Kirschbaum

Am rauschenden Bach.

An unserer Jugendherberge fließt ein herrlicher Bach vorbei. Früher war die Herberge eine Mühle. Der Bach war unser liebster Spielplatz. Wir sind oft hineingefallen, ich am meisten. Oft haben wir Wasser-schlachten gemacht. Die Herbergseltern haben sich aus zwei Brettern einen Wasserfall gemacht, damit sie leichter Wasser holen könnten. In der Freizeit haben wir die Bretter herausgemacht und schwimmen gelassen. Oft sind wir drüber gelaufen. Meistens sind wir ausgerutscht und fielen dann in den Bach. Wir machten uns auch ein Wehr von Steinen. Darin steckten wir ein Rohr und dann machten wir uns ein Mühlchen. Wir stellten es vor das Rohr, so daß es rund lief. An heißen Tagen schwammen wir auch in dem Bach und abends rauschte er uns in den Schlaf.

Paul Koll



Die ehemalige Hauseter Jugendherberge an der Göhlstraße

Was uns die Waldseen für Freude brachten.

Nicht weit von unserer Jugendherberge liegen mitten im Walde mehrere Seen. Diese sind aus Steinbrüchen entstanden. In einem der Waldseen badeten wir oft. Von dem Sprungbrett sind meine Kameraden und ich schon oft heruntergesprungen. In den anderen Seen zu baden ist zu gefährlich. So gingen wir an schönen Tagen uns abkühlen von der Hitze. Auch hatten wir in unserem See ein Olympia = Wettschwimmen. Wir hatten immer große Freude und planscherten lustig im Wasser. Nur zu schnell waren die schönen Tage vorbei.

Hans Nöthen

Waldandacht

Infolge des häufigen Regens konnte unser im vorigen Jahre gewählter Thingplatz erst nach einigen Tagen aufgesucht werden. Auch in diesem Jahre stellten wir dort ein Holzkreuz auf.

An einem schönen Abend zogen wir zur Thingstätte hinauf, um eine kurze Waldandacht zu halten. Auf dem Querbalken des Kreuzes standen brennende Kerzen, welche uns der dortige Pastor überlassen hatte. Der von Sternen bedeckte Himmel überwölbte den Thingplatz, auf dem wir unser Abendgebet verrichteten. Jeder trug ein Kerzchen in der Hand und so zogen wir durch die dunkle Nacht unserer Herberge zu. Während dieser Prozession sangen wir das Lied: „Meerstern, ich dich grüße....“

Walter Wüstrich

Die olympischen Spiele

Während in Berlin die Olympiade stattfand, hatten auch wir in Hauset unsere olympischen Spiele. Eine große Wiese stand uns ganz zur Verfügung. Sie diente uns als Stadion. Nun wurden die Kämpfe ausgefochten. Zuerst sprangen wir, und zwar Hoch- und Weitsprung. Jeder strengte sich an wie er konnte, und so wurden Küpper, Arenz, Kirschbaum unsere ersten Sieger. Jetzt wurde der Kampf im Bogenschießen ausgetragen, und zwar auch wieder im Weit- und Hochschuß. Konvents wurde beide Male erster Sieger. Leider konnte das Schwimmen nicht an diesem Tage stattfinden. Am folgenden Tage wurde Nöthen darin Sieger. Dann wurden die Kräfte im Laufen gemessen. Hier wurde Schwartz Sieger. Woday errang den 1. Preis im Kugelstoßen. Nun wurde am Abend des hohen Tages auch das Olympiafeuer abgebrannt, wobei die Sieger feierlich genannt wurden. Dann waren aber noch drei Sieger im Kuhfladen

da, Löllgen, Woday und Reuter Johannes. Die Preisverteilung fand in Bonn statt, bei der alle 19 Sieger einen Preis bekamen.

Heinrich Reuter

Ein Bauer starb im Dorfe.

Während unserer Abendandacht, welche wir im Kapellchen hielten, starb ein Bauer aus dem Dorfe. In der Andacht hörten wir, daß der Großvater von dem Sterbenden der Erbauer des Kapellchens war und er den Altar angefertigt hatte. Zwei Tage später gingen wir mit einem Waldkranz zu dem Sterbeause. Den Kranz hatten zwei Jungen von uns geflochten. Die Tochter des Verstorbenen nahm den Kranz an und führte uns in das Sterbezimmer. Hier beteten wir für den Toten. Am anderen Tage wurde uns mitgeteilt, daß wir an der Spitze des Leichenzuges gehen sollten. Am Tage der Beerdigung gingen wir um 1/2 9 Uhr hinauf zum Sterbeause. Hier hatten sich schon sehr viele Leute versammelt. Die zwei Jungen, die dazu bestimmt waren, unseren Kranz zu tragen, holten diesen. Nachdem wir uns aufgestellt hatten, fingen alle an, den Rosenkranz zu beten. Da begann auch das kleine Glöckchen des Kapellchens zu läuten. Sobald der Sarg in den Wagen geschoben war, setzte sich der Zug in Bewegung. An der Brücke des Baches kamen uns sechs Geistliche und einige Meßdiener entgegen. Die Geistlichen gingen mit einem Meßdiener hinter den Totenwagen. Dort segnete der Pfarrer des Dorfes die Leiche ein. Nun setzte sich der Zug wieder in Bewegung zur Kirche. In der Kirche wurde der Tote aufgebahrt. Dann wurde an jedem Altar eine hl. Messe gefeiert. Während dieser Zeit sangen die übrigen Priester und der Chor die Laudes. Nach den Messen war ein feierliches Hochamt. In diesem hielten die Leute den Opfergang um den Altar herum und bekamen alle einen Totenzettel. Auch wir erhielten einen. Nach dem Hochamt wurde der Sarg nochmals eingesegnet und dann von vier Männern hinausgetragen und ins Grab gesenkt. Zum Dank für unsere Teilnahme fanden wir am Abend einen großen Korb Backwaren vor.

Hans Strack

Droben stehet die Kapelle

Schauet still ins Tal hinab!

Drunten singt bei Wies' und Quelle

Froh und hell der Hirtenknab !

An dieses Lied wurden wir erinnert, als wir den Bauer zum Grabe begleiteten. Mit wie viel Liebe hatte er an dem großen Altar in der Kapelle

geschnitzt. Jetzt war er tot. Das Glöcklein läutete so feierlich, als ob es uns mahnen wollte, dass auch uns einmal das letzte Stündlein schlagen würde.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,

Schauerlich der Leichenchor!

Stille sind die frohen Lieder,

Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe

Die sich freuten in dem Tal.

Hirtenknabe, Hirtenknabe,

Dir auch singt man dort einmal.

Willi Kirschbaum

Zirkus, Zirkus !

Am letzten Tage spielten wir Zirkus. Wir trugen Bänke auf die Wiese und bildeten damit ein Viereck, das nach einer Seite offen blieb. In der Mitte war der Spielraum. Zu unseren Zuschauern gehörten drei Aachener Mädchen. Für den Zirkus hatten wir auch eine Musikkapelle. Sie bestand aus: Schellenbaum, Trompete, Trommel und Deckel, lauter verrosteten Sachen, die wir im Dreck gefunden hatten. Als der Zirkus anfang, sangen wir ein Lied. Dann folgten die Spiele in folgender Ordnung: Hammerschmidt G'sell, Flohzirkus, Bienchen, Bienchen gib mir Honig, der lebendige Tote, Blindboxen, Ringen, Ein Landmädchen im Kino - gespielt von den Aachener Mädchen - Boxkampf Schmelting -Louis. Am Schluß sammelte der Herr Kapellmeister für die schöne Musik und die Spiele Geld ein. Für das Geld bekamen wir auf der Heimfahrt Schokolade und Bonbons.

Eduard Koll

Das Fest Maria Himmelfahrt

Das Fest Maria Himmelfahrt ist in Belgien ein hoher Feiertag. Am Morgen des Festes gingen wir Blumen sammeln. Anschließend war Kräuterweihe mit feierlichem Hochamt. Den Blumenstrauß nahmen wir mit in die Heimat. Um 1/2 2 Uhr gingen wir in die Andacht. Darauf gingen wir zum Festkaffee in die Jugendherberge zurück. Den Kuchen dazu hatten uns die Leute geschenkt, wo der Bauer gestorben war. Dann gingen wir in den Wald zum Beerensuchen. Dabei überraschte uns der Herr Kaplan mit Schokolade, die er am Wege versteckte. Dann gingen wir zur Eisenbahnüberführung. Von da aus wanderten wir zur Muttergottes-Kapelle, in der wir unsere Abendandacht hielten. Darauf sangen

wir ein Lied am Trauerhaus zum Dank für den Kuchen, den wir am Nachmittag gegessen hatten. Zum Abend aßen wir Kartoffelsalat mit leckeren Würstchen. Danach ging es in die Betten.

Eduard Koll

Ein Kinderfest in Eynatten

Es kamen alle Kinder aus der ganzen Gegend zu diesem Feste. Die Kinder gehörten zum eucharistischen Kreuzzug. Auch wir kamen als Gäste. Als wir in das Dorf eintraten, bemerkten wir sofort an den Fahnen, daß ein Fest hier war. Alle Kinder waren in einem Saal versammelt. Es waren auch der Herr Generalvikar von Lüttich und der Herr Dechant von Eupen zugegen. Wir unterhielten uns noch eine Weile, da ertönte die Schelle. Der Bürgermeister von Eynatten hielt eine kurze Ansprache. Auch wurden Theaterstückchen vorgeführt. Das erste war „Maria Königin“. Es war auf der Bühne eine Treppe aufgeschlagen. Fünf Kinder kamen hintereinander herein und spielten, wie die Jugend Maria geweiht sein soll. Danach folgte das Spiel „Die verzauberte Prinzessin“. In dem Stückchen war ein lustiger Lehrer. Dieser hatte eine Brille und einen Zylinder auf und einen Frack an. Der Lehrer hatte auch ein Dirigentenstockchen. Danach sahen wir noch das Stück „Lenis Opfer“. Als es zu Ende war, gingen wir wieder nach Hauset zurück. In der Herberge bekamen wir leckeren Kakao.

Johannes Arenz

Besuch im Bauernhaus

Dicht bei der Marienkapelle liegt ein altes Bauernhaus. Wir machten hier einen Besuch. Im Hausflur über der Türe steht die Figur unserer lieben Muttergottes mit dem Jesuskind. Zwei elektrische rote Lampen sind neben ihrem Haupte, die Tag und Nacht brennen. Recht im Hausflur ging's in eine richtige alte deutsche Bauernstube, sogenannte „got Stuv“. Am Ehrenplatz in der Wand eingelassen befindet sich aus Eisen geschmiedet ein Familienwappen aus dem 17. Jahrhundert. Eine buntbemalte Balkendecke war die schönste Zierde des Zimmers. Links stand ein alter prächtiger Eckschrank, gefüllt mit Tellern, Gefäßen und sonstigen Gegenstände zum Teil aus dem 17. Jahrhundert. Nun gingen wir zu den Stallungen.

Eduard Koll

Ein langer Gang führte zum Schweinstall. Dieser war geteilt, ein Teil für die schweren ausgewachsenen Schweine. Die andere Seite für die

kleinen Ferkel. In den Ställen befanden sich 5 bis 6 große und 8 bis 10 kleine Schweine. Der Kuhstall war schon der Neuzeit angepaßt. Der Fußboden und die Hälfte der Wände sind mit Steinplatten getäfelt. In dem Stalle befand sich nur der Stier, die Kühe waren alle draußen auf der Weide. Ein schmaler Flur führte zum Hof, wo zwei große Behälter stehen, die zum Frischhalten des Grases bestimmt sind. Sie sind ähnlich unseren Gaskesseln, werden mit Gras gefüllt und oben mit einer dicken Schicht Lehm verschlossen. Auf diese Weise hält sich das Gras den ganzen Winter über frisch. So weit man sehen konnte, waren nur Wiesen und Weiden mit vielen Obstbäumen.

Josef Remmel

Die Spinnerei des Herrn Bohlen.

Unser Herbergsleiter, Herr Bohlen, ist der Sohn eines Spinnereibesitzers. Dadurch hatten wir Gelegenheit, in eine Spinnerei zu kommen. Diese liegt ganz versteckt im Grünen. Zuerst sahen wir uns die verschiedenen Wollarten an. Dann gingen wir in die Spinnerei. Hier wurden zuerst verschiedene Wollarten vermischt. Dann kam die Wolle in eine Maschine, wo sie zerrissen wurde. Aus dieser Maschine kam sie wie ein dicker, weicher Filzteppich heraus. Dieser kam in eine zweite Maschine, wo die Wolle noch mehr zerkleinert wurde. Aus der dritten Maschine kamen schon die ersten Fäden heraus. Diese waren aber noch nicht stark genug. Die schwachen Fäden kamen in eine Maschine, in der sie gedreht und gefestigt wurden. Dann wurden sie auf eine Spule aufgewickelt. Jetzt waren sie fertig zum Verschicken.

In dem Raum, in dem die Wickelmaschinen waren, stand auch eine Muttergottes -Statue. Sie war mit schönen Blumen geschmückt. Es war das erste Mal, daß ich in einer Fabrik eine Heiligenfigur gesehen habe. Danach sahen wir uns die Dampfmaschine an. Diese trieb alle Maschinen in der Fabrik und eine Lichtmaschine, die die ganze Fabrik und die Villa Bohlen mit Licht versorgt.

Dann gingen wir in den Park des Herrn Bohlen. Durch denselben floß ein Bach. Als wir über den Bach gegangen waren, kamen wir an eine Laube. Diese bestand aus zwölf hohen Buchen. Sie hießen die zwölf Apostel. Eine Buche war abgehauen. Das war Judas. Zuletzt machten wir in dem schönen Park noch eine Aufnahme. Dann gingen wir zum Mittagessen.

Johannes Reuter

Indianerleben

„Apachen“, „Komantchen“ und „Sioux“, so nannten sich die drei Indianerstämme der frohen Bonner Jungen in Hauset. Kaum waren wir zwei Tage da, da zog auch schon jeder Stamm für sich auf geheimen Pfaden aus, um sich seine Lagerstätte in dem großen Hauseter Wald zu suchen. Diese musste so versteckt liegen, daß kein Stamm des anderen Stelle wusste. Hein Woday, der Apachenhäuptling, und Johannes Reuter, der Führer der Komantchen, waren schon verschwunden, da zog ich mit meiner Truppe los; wir wollten zuerst einmal feststellen, in welche Richtung sich unsere Feinde verzogen hätten, um demnach unsern Lagerplatz auszusuchen. In aller Stille durch die Büsche schleichend, ging ich mit meinen Kriegern daher. Nach geraumer Zeit vernahmen wir Stimmen und auf den Zehen weiter schleichend hörten wir deutliche Worte wie: „Hein, kumm ens kucke!“ und dann der Hein: „Schrei doch nit su laut, die andere könne uns doch hüre!“ Wo die sich aufhielten, wussten wir jetzt. Wir machten schnell kehrt, um in anderer Richtung weiterzuziehen. Bald darauf trafen wir in ähnlicher Weise mit Johannes zusammen.

Nachdem wir uns diese Stellen gemerkt hatten, wollte ich einen Wigwam halb unter der Erde bauen. Wir fanden auch bald eine hierzu geeignete, rundförmige Stelle, und bereiteten noch alles vor, um in den nächsten Tagen fleißig ans Werk zu gehen. Danach bummelten wir noch etwas im Wald herum und ernannten Otto Vogel zu unserem Medizinnmann und Geisterbeschwörer. Er hatte die Gestalt und auch das Geschick dafür, denn er konnte oft abends im Schlafsaal gruselige Spuk- und Geistergeschichten erzählen. Mit dem Herbergsvater, der nichts von „Indianersitten“ kannte, hatten wir oft Streit, denn er sagte statt „Medizinnmann“ immer Apotheker und das ist doch keine Ehrenbezeichnung für einen Siouxi-Krieger. Die Komantchen schimpften uns Seeochsen. Das war eine Beleidigung, welche wir nicht ungestraft ließen. Wir warfen uns auf den Komantchen - Häuptling und bearbeiteten ihn zur genüge mit den Fäusten; anstatt daß seine Krieger ihm zu Hilfe eilten, liefen sie davon. Die Apachen waren so vernünftig und zogen daraus die Lehre, daß mit den Sioux nicht zu spaßen ist.

In der zweiten Woche herrschte besseres Wetter, da schafften wir fleißig. Weil wir in die Erde graben wollten, mussten wir eigentlich Hacke und Spaten haben. Aber um jeden Verdacht der anderen abzulenken, nahmen wir nur unter dem Pullover versteckt ein paar alte flache Eisenteller, welche als Schaufeln dienten, und ein kleines Häckchen ohne

Stiel mit. Der Abmarsch von der Herberge war oft sensationell, - denn kein Stamm wollte als erster weg sein, weil er glaubte, er würde von Spionen verfolgt und dadurch der Aufenthalt verraten. -Aber dann der Hüttenbau selbst, da ging es oft drunter und drüber. Alle neun Mann wollten mithelfen die Erde auszuschaufeln.

Bald waren wir soweit, daß unsere Hütte eine Form annahm, tief genug hatten wir gegraben. Die Dachstöcke standen, der Rohbau war vollendet. Nur noch wenige Tage trennten uns von dem Großkampf. Alles wurde noch einmal kritisch vom Häuptling beschaut, Farnkraut zur Tarnung über unser flaches Dach gelegt und 6 Meter im Umkreis der Hütte über den Boden ein Draht als Fangschlingen gezogen. Wir waren kampfbereit, unsere Hütte konnte, selbst wenn man 4 Meter davor stand, nicht gesehen werden, so schön lag sie getarnt. Wir selbst haben sie oft lange suchen müssen. Als nun noch einmal eine Beratung der Ältesten stattgefunden hatte, stärkten wir uns beim Mittagessen noch einmal tüchtig, und dann durfte es losgehen. Kurz vorher erklärte uns unser Herr Kaplan die Kampffregel, eigentlich eine zu strenge; es durften nur Gefangene gemacht werden, mit Knüppelchen durften wir nicht werfen, und nur der Stamm, welcher die meisten Gefangenen hatte, war Sieger in dem heißen Ringen um die Stammesehre.

Um drei, nein um fünfzehn Uhr mitteleuropäischer Zeit, durften die Feindseligkeiten eröffnet werden, dies hatten wir Häuptlinge beschlossen. Es war $\frac{1}{2}$ 3 Uhr, die Spannung der Krieger wuchs von Minute zu Minute. Die Apachen und Komantchen waren schon mit Herzklopfen in den heißen Kampf aufgebrochen. Nur wir alten, erfahrenen Krieger der Sioux schmückten uns nach alter Sitte mit unserem Kriegsschmuck. Das ging folgendermaßen: Am Tage vorher hatte ich für 25 Cent rotbraune Anstreicherfarbe gekauft. In der Stube der Herbergsmutter wurden die Gesichter mit Wasser angefeuchtet, dann nahm ich eine Handvoll von dieser rotbraunen Kreide und „streichelte“ damit alle neun Mann. Als wir nun unsere blasse Farbe abgelegt und dafür ein rotbraunes Gesicht bekommen hatten, lachten wir uns zunächst 5 Minuten gegenseitig aus, und als wir sogar das Kopftuch mit zwei Federn aufhatten, waren wir überhaupt nicht mehr zu erkennen. In diesem Schmuck zogen wir in den Wald, dem schon längst entbrannten Kampf entgegen, den wir siegreich bestanden.

Toni Weber

Zum Lousberg

Als wir das Dörfchen Hauset verlassen hatten und in Aachen angekommen waren, wurde das Gepäck bei den Schwestern in einem Kloster an der Marienkirche untergestellt. Mit einer großen Butterbrotskiste bewaffnet, die für unser leibliches Wohl bestimmt war, kletterten wir den Berg hinauf. Schöne Wege, die teils über Treppen aus schweren Basaltsteinen angelegt waren, führten uns auf den Berg. Von hier aus hatte man einen schönen Ausblick auf die alte Kaiserstadt Aachen. Weiter hinter der Stadt erblickten wir den Aachener Wald, genannt „der Schmuggelwald“. Den Aussichtsturm, den wir in Hauset so oft gesehen, hatten wir jetzt von der anderen Seite in Sicht. Auf dem Aussichtsplateau des Berges war eine Eisenplatte, welche die Richtungen und Kilometerzahlen nach London, Paris, Rom, Berlin, Wien, Barcelona und anderen größeren Städten anzeigte. Nachdem wir uns alles eingehend angeschaut hatten, ging's an die Futterkiste. Infolge der großen Hitze, die an diesem Tage herrschte, wollten die Butterbrote nicht recht rutschen, wodurch wir das meiste wieder mit hinunternehmen mussten. Nun ging's zum Abstieg nach der Kaiserpfalz mit dem prächtigen Krönungssaal.

Josef Remmel

In der Kaiserpfalz zu Aachen

In Hauset lasen wir ein Gedicht vom Grafen von Habsburg. Da kam unserem Herrn Kaplan der Gedanke, mit uns die Kaiserpfalz in Aachen zu besichtigen. Die Vorderfront ist mit vielen Kaiserstatuen versehen. Wir gingen eine breite Treppe hinauf, ehe wir in den Krönungssaal kamen. Im Treppenhaus waren zwei große Bilder. Das eine stellt die Entdeckung der warmen Quellen dar, und das andere, wie die Aachener Barbarossa den Eid leisteten. Nun gingen wir in den Saal. Dieser ist sehr groß und hat ein prachtvolles Gewölbe. In der rechten Seitenwand ist ein schönes, kleines Kapellchen. Wenn früher der neugekrönte Kaiser in den Saal einzog, saß in diesem Kapellchen der Bischof. Er gratulierte dem Kaiser. Dann setzte sich der Kaiser ins Kapellchen und ließ sich huldigen. Nachdem wir das Kapellchen besichtigt hatten, bewunderten wir die großen Freskogemälde von Rethel. Das erste stellt die Eröffnung der Gruft Karls des Großen durch Kaiser Otto III. im Jahr 1000 dar, das zweite die Zerstörung der Irminsäule. Das dritte zeigt den Sieg über die Sarazenen bei Cordova, das vierte den Einzug Karls des Großen in Pavia, das fünfte die Krönung Karls des Großen durch Leo III., das sechste den Bau des Domes zu Aachen, das siebte die Taufe Witte-

kinds und das achte die Übergabe der Krone des Reiches durch Karl den Großen an Ludwig den Frommen.

Zuletzt besuchten wir die Kleinodienkammer des Rathauses. Hier sahen wir das Szepter, den Reichsapfel, das Schwert und die Krone Karls des Großen. Die Krone war sehr groß. Sie war mit prachtvollen Diamanten und anderen wertvollen Edelsteinen geschmückt. Es waren auch sonst noch einige wertvolle Stücke in der Schatzkammer. Als wir diese Kunst bestaunt hatten, gingen wir zum Bahnhof und fuhren nach Hause.

Andreas Flink und Johannes Reuter

Zum Abschluss

hielten wir am letzten Abend in der Pfarrkirche von Hauset eine feierliche Andacht. Der Altar war festlich geschmückt mit vielen Lichtern und Blumen. Vom Altar empfingen wir das Licht und zündeten damit die Kerzen an, die wir durch die dämmernde Kirche trugen.

Lichtträger sollen wir sein durch das Dunkel einer Gott entfremdeten Welt. Lichte, reine Gotteskinder wollen wir immerdar bleiben. Dieses Gelöbnis war unsere Dankesgabe für den guten Vatergott, der uns so schöne Tage geschenkt hatte. Dann beteten wir für alle guten Menschen, welche uns den Aufenthalt ermöglicht hatten, besonders für unsere lieben Eltern und unseren Herrn Pastor.

Gott segne und behüte dich!

Kpl. Leonards (handschriftlich hinzugefügt)

Geschichten aus Kelmis zwischen 1900 und dem Ersten Weltkrieg

von Martha Beaufays-Schillings¹

Die folgenden Zeilen beruhen auf den Erzählungen meiner Tanten, denen ich stundenlang zuhören konnte.

Das Elternhaus der Famiklie Beaufays stand in Kelmis, im Bruch, wo die Eheleute Peter Beaufays und A. Catharina Huppertz in der Nähe des „Bahnhofs“ und gegenüber der Erzwäscherei der Vieille-Montagne einen Lebensmittelladen und einen im Innern durch einen Durchgang verbundenen Getränkeausschank betrieben.

In dem Geschäfte der Catharina Beaufays-Huppertz konnte man wie in einem kleinen Basar („Store“) die verschiedensten Dinge des Alltags finden. In dem angrenzenden Ausschank, wo die meisten Kunden Arbeiter der Bergwerksgesellschaft waren, ging hauptsächlich Schnaps über die Theke. Dass die Erzwäsche direkt gegenüber dem Hause Beaufays lag, wurde bereits gesagt. Was lag da näher, als nach Schichtende „auf einen Schnaps“ die Lütticher Straße zu überqueren? Hatte man kein Geld in der Tasche, so war das kein Hindernis. Es war Sitte, bei Catharina Beaufays anschreiben zu lassen und erst bei der nächsten Löhnung zu zahlen.

War die Wirtin aber der Meinung, der eine oder andere habe nun für den laufenden Monat schon genug Schnaps konsumiert, so schenkte sie dem Betreffenden nichts mehr ein, sondern schickte ihn zu seiner Frau.

In Notfällen zeigte sich die Wirtin großzügig. War ein im Schuldenbüchlein registrierter Arbeiter durch Krankheit oder durch einen tödlichen Arbeitsunfall in der Grube gestorben, so nahm Catharina Beaufays besagtes Schuldenbüchlein und strich mit einem Kreuz den geschuldeten Betrag durch. Die Witwe sollte nicht auch noch mit den Trinkschulden ihres Mannes belastet werden.

Der kleine Laden der Großeltern muss außerordentlich gut gegangen sein. Großvater Peter war eine Persönlichkeit im Ort und war wohl auf der Grube Schmalgraf in besserer Position. Das Haus Beaufays war für alle offen. Alle Freunde waren stets willkommen.

¹ Anschrift der Verfasserin: Kramerstr. 16/1, D-49549 Ladbergen



Das Haus Beaufays im Bruch. Oben auf einer Postkarte, die am 18.6.1899 in Preußisch-Moresnet gestempelt wurde und an Frl. Franziska Beaufays in Barmen adressiert war.

Unten, das jetzige Aussehen des Hauses



Die Töchter wurden gut erzogen und eigentlich alle haben recht früh geheiratet und bis auf zwei kamen die Ehemänner aus dem Ort. Sie waren Neutrale oder Deutsche (aus Preußisch-Moresnet), oder auch Belgier. So wie mein Vater, dessen Familie aus Montzen stammte. Aber auch dessen Eltern wohnten in Neutral-Moresnet. Dieser Vierländereck war, bedingt durch die besondere, 1816 wegen der Erzvorkommen geschaffene Lage, eine kleine Keimzelle Europas.

Ein großes Glück für den Ort waren die durch die Gesellschaft der Vieille-Montagne engagierten „Soeurs de Notre Dame“ (Schwestern ULF) aus Namür. Wo sonst im Lande bekamen die Kinder schon lange vor 1900 einen so gediegenen zweisprachigen deutsch-französischen Schulunterricht wie in Neutral-Moresnet? Viele konnten sich durch gute Sprachkenntnisse in den Zeiten der Industrialisierung irgendwo in der Welt eine gute Zukunft aufbauen.

Der Pastor sorgte als Starthilfe bei weiterführendem Studium in Aachen, bei den besonders Begabten für den zusätzlichen Lateinunterricht.

Handwerksbetriebe gab es auch genug im Ort².

² Die Einwohnerliste von 1902 weist für Neutral-Moresnet 26 Landwirte (Ackerer), 13 Maurer, 5 Pliesterer, 21 Zimmerleute, 5 Dachdecker, 4 Klempner, 6 Schlosser, 13 Schmiede, 11 Schuster, 14 Bäcker, und 7 Metzger aus. Die Wirte waren mit 39 Etablissements stark vertreten.

Die Eisenbahn beschäftigte 7 Personen, die Post 2. Das Transportwesen gab 8 Fuhrleuten Arbeit. 3 Frisöre, 1 Uhrmacher, 1 Gärtner, 1 Fotograf, 1 Karussellbesitzer, 2 Apotheker, 2 Hebammen, 2 Musiker... Das Bild der beruflichen Möglichkeiten ist also sehr vielseitig, wird aber noch immer vorwiegend von der Bergwerksgesellschaft geprägt. „Bergmann, Obersteiger, Bohrmeister, Oberhauer, Aufseher, Ingenieure, Maschinisten, Heizer, Mechaniker, Grubenschmied, Laborgehilfe, Zinkschmelzer“ stehen im Dienste der Vieille-Montagne, insgesamt etwa 120 Mann. Nicht unerwähnt lassen sollte man auch die Textilindustrie, die im „Neutralen“ etwa 40 Personen (Weber, Spinner) Arbeit und Brot gibt.

Im Aquarium

von M.-Th. Weinert

Ein farbig Fischvolk schwänzelt stumm

In dem Aquarium herum,

es schwebt über Muschelfelder

und gleitet durch die Pflanzenwälder,

zitronengelb ein Plattfisch fächelt

und sieht so aus, als ob er lächelt,

indes ein Dunkelgrauer motzt,

am gleichen Ort stets drohend glotzt,

hat er sich diesen Platz ertrotzt?

Was mich betrifft, ich bin erschüttert:

Ein winzig Fischlein kämpft und zittert

Und hetzt sich selbst beinah zu Tod:

Es prellt und presst sein grelles Rot

An eine Glaswand, feurig-wild,

denn es sieht da sein Ebenbild,

es spiegelt sich und glaubt zu sehen

den Feind, den gilt es zu bestehen.-

Es stürzt sich abwärts in die Tiefe,

um dann –als ob der Feind es rief–

ihn tollkühn wieder anzugreifen...

Ach dieses Tier wird niemals kneifen!

Manch einer weiß nicht, was er tut,

und stirbt zuletzt am eigenen Mut.

De voofde va Ludwig van Beethoven

va Henri Beckers, Kelmis

D'r Dirigent trueent
vöör sie Pult,
de Musikante schtemme
hön Instrumänt,
vöördat, vool Oonjedoot,
se sech
d'r Ludwig tösche näeme.

Mär da,
met ene kötte Tik,
brengt hae ze now anet schwieje,
met singe stränge Selverbleck
wett hae hön
kusch te krijje.

D'r Maestro luert
ens öm sech hej,
hae hat se in sing Macht;
wi höm dat jraad jevalle kann
striieke of bloaze se,
de eng kier häel, an och wer sacht.

D'r Violonist, d'r öchte Stoohl
hat bej de öchte Nuete
noch pianissimo jeschpält
mär woohl dat Denk, vööl levver jauw,
ens rechtesch böäke loate.

De twäede Grupp
va Violeure
di woar noch jaar neet wacker
an wänn ens jraad jenge käeck
woare ze anet jaape,
himmelzacker!

Direkt, Ow öm Ow än Tant öm Tant met singe Dirigent
hauw sech d'r Cello, wie jewändt iije Jebönn jepändtt.

Dä Cello hat

nekks jotz ijene Säen

da lött sech hüj nekks beje,

Häe hölt sing Kess

neet ajen Kenn

mär stramm tösche de Kneje.

De Alt, dat es en Fiejeling, jätt decker va Fijuur,
die makt zech dröm ens jäär jätt breed,

weil se ijen Partituer

e Tüünche deeper steht

D'r Kontrabass krommt i sing Kess,

zökt fließesch oave, onde, än hat wahrscheinlich now allösch
de rechteje Nuete vonde.

No ene Solo van de Flööte do hant de Klarinette
scheef Tüen jeschpält.

D'r Dirigent makt kotte Prozess
an flött ze va-je Vält.

Et Hooan än de Trompette,
de Oboe än Fagotte bloaze höm jätt;
sönt su-wie-sue te spiie
än wi neet andech verwaat
zecht d'r Maestro de jään Kaat!

D'r Posaunist

dä no en Rööös va veerentwintech Nuete
jätt ääjeduckt singe Äsatz verpaast
blöst da op eemol jauwer ?

(häe es och att jätt auwer)

Da jeet et no Fortissimo

now es et Schlachzüech dra

dat es de rechteje Koos

now es d'r Zerkes rechtesch los,

do es och jarrjee

hauwwe aa

D'r Maestro es now wöss
hott feste met de Ärem
probiert se noch te zwenge

d'r enge welt
d'r aandere now
met tröete övverstemme.

Da könnt d'r Schluß.

D'r Dirigent a jedder Hoar en Dröp,
et jett höm bauw d'r Rest,
än no d'r letzte Paukeschlach
veelt dä bauw va sie Podest.

D'r örme Maan senkt d'r Kop
hæ wor wer vööls te braav
mär d'r Ludwig,
dä drieent sech öm
now i zie Jraav.....!

WÖET MÉT «I»

va Henri Beckers, Kelemes

Ieder	früher, eher, wahrscheinlicher.
ielech	Ech jöng ieder no Österreich i Férie
iel	eilig. Vör hant et ielech.
ieme	Eile. in der iel siie (veraltet).
	einer, jemand (sehr alt für) énge.
	Kan méch ieme saare wi tiit et és?
ierenthalber	ehrenhalber
iet	ehe, bevor. Iet-s-te köns, maak vör de Waar prétt
Iiskichel /Iiskits	Eiszapfen. Et hange Iiskichele a-je-ne Kangel.
Iifibel	altes Wort für das erste Lesebuch. Als ersten Buch-
	staben lernte man das „I“
Iikötél	Dreikäsehoch, ABC-Schütze
Iksbéén	X-Beine
Incivik	frz. incivique = unbürgerlich. Den Landsleuten, die
	während des Krieges mit der Besatzungsmacht zu-
	sammengearbeitet (kollaboriert) hatten, wurden
	nach dem Krieg die bürgerlichen Rechte (z. B. das
	Wahlrecht) entzogen.
inox	aus rostfreiem (nicht oxidierendem) Stahl
inoxidaabel	frz. inoxydable, rostfrei
inoküléere	frz. inoculer), einimpfen, aufpfropfen, veredelen.
	Ene wéle Apelboom inoküléere
Iris	Blume, Schwertlilie, auch Mädchenname
Ischiasnärev	Ischiasnerv. Dä hat dr Ischiasnärev jeklämmt.

WÖET MÉT «J»

jälbsch	(sehr alt für) grasgrün, zartgrün
Jardong	(Süßwasserfisch), Rotaugen, Plötze
Jasp	Gürtelschnalle
Jeasch	(Kulturpflanze), Gerste
Jebééne	(sehr alt), gebieten, nur im Ausgruck „ene jeboo
	Vierdaach = ein gebotener Feiertag
Jéésüke	(selten) Jesuskind. Et Jéésüke lit é je Krébke. Auch
	im Ausdruck „krolle Jéésüke“.
Jefutels	betrügerisches Getue (von fuutele = pfuschen, falsch
	spielen, mogeln)

Jegrüüstetseijstemaaria	=Ave-Maria
Jehöcht	Weiler. Ajene Héjkop stong e ood Jehöcht
Jekrösch	Fleischsülze
Jekrüüdesch	auch Jekrüüter, Mz. für Kräuter
Jeküms	Gestöhne
jeliks	gelich, sogleich. Vör koome jeliks
jeminklech	gewöhnlich. Dr Vrêjer és jeminklech op Tiit
jepäfert	(gepfeffert), zu teuer. Di Priise sönt jepäfert
jepétscht	von „petsch =Falte. En jepetschde Schötz, ein Faltenrock
Jeraanjom	Geranie
Jerä(m)pels	Gerümpel, Ramsc, Kleingeld. Èch han mär noch jät Jeräpels.
Jesoks	Gesindel (Gesocks)
jespréckelt	getüpfelt. E jespréckelt Päet
Jewiksde	Schuss mit viel Effet, Drehschuss. Ein Intelligenter, Durchtriebener
jifele	kichern, unterdrücktes Lachen. Die Mädchere stonge i-jene Huck än wore anet jifele.
jipesch	feurig, versessen auf. E jipech Päet, ene Jipeje
jö	vorwärts, und damit Schluss. Än domét jö, alé jö (bei Tieren)
Jodsään(d)ech	Wunschformel. „Gott segne dich“ (wenn jemand niest)
Jölep	Hosenschlitz (dow has de Jölep op, maak se tu)
Jönke	liebevolle Anrede, Jüngelchen. Jönke, dat mos-te néet due.
Jöö, Jööke	Patin. Vvon Paat en Jööke
Jööp	ungezogener, rücksichtsloser Kerl. Freche Jööp
Jöréje	hagerer Mensch, Laban. Dä lange Jöreje
jöses	mein Gott, oh Gott, oh Gott
Jüb	ein Huhn. Dr Haan löpt héngeer de Jübbe
juchele	schrill lachen, wiehern vor Lachen. Wie e Päed juchele
junke	mitleiderregend weinen
Jusch	Regenmantel, Regenschauer. Döj dr Jusch aa, et rânt
Jüstement	frz. justement, eben, gerade. Dat és jüstement wat éch wool saare
Jutsch	Gerte, dünner Zweig
jüü	(Zuruf an das Zugtier, halt. alé jüü, Päetsche

WÖET MÉT «K»

Kaakel	Schwatbase. Di sönt an-et kaakele.
Kaakerlak	Küchenschabe, Hirschkäfer, Nashornkäfer
Kaarebänger	viel und kräftig fluchender Mann
Kaarehond	Zughund (früher vor einem kleinen Leiterwagen)
Kätsch	Apfel- oder Birnenrest (Kerngehäuse). Lot dr Kätsch öwer.
Kabänes	dicker Brocken. Wat ene Kabänes!
Kabäuske of Kabuff	überdachte Bushaltestelle, Abstellraum, Kabuff. Vör verstäcke oss i-je-ne Kabuff
Kadangs	Angst. No dä Krimi hauw oss Fing Kadangs
Kakejää	(Farbe), ocker-, erdfarben
kalenswead	der Rede Wert.
kalméere	beruhigen. Däm moste vör kalméere
Kamasch	Gamasche. Et és Pratt, dōj de Kamasche aa.
Kamesool	Wams
Kanadjän	Windjacke (frz. canadienne). Et és koat, dōj de Kanadjän aa.
Kaniel	Zimt. Riisbréej mét Kaniel
Kappeskop	Dummkopf. Dow Kappeskop
Kaproot	Korporal, Gefreiter. Luster opdr Kaproot.
karamelle	reklamieren, zu sagen haben. Jät t' karamelle ha
Karäsant	(frz. caresser= liebkosen), Liebhaber, Freund. Mie Söster hat'ne Karäsant.
Karnool	(Spielzeug) Kreisel; jemand, der sich aufregt
Karvonkel	großer, feuriger Furunkel, Karbunkel
Kasematukel	(Ausruf) héleje Kasematukel! Du lieber Himmel!
Kastaar	kräftiges Exemplar
Kastiel	(niederl. kasteel) Landgut, herrschaftlicher Gutshof
Kastoor	(frz. castor) Bibe
katunge	(frz. coton, niederl. katoen = Baumwolle). 'n katunge Jopp
kavitse	sehr schnell laufen. Wänn vör Bang haue, donge vör kavitse.
Keaper,	Träger, Balken, Sparren
Kéneke (of Kénsche)	kleines Kind. Ming Tant hauw e Kének kräeje.
Késméske	Kohlmeise

Kiesbüll	s. Késmeske
Kiischetitt	Kirschenzeit, (zu) kurze Zeit
Kiibits	Kiebitz
Kiilbog	Bogen. „Vör schpälde Indianer mét dr Kiilbog.
killekille	kitzeln. Killekille maake.
Kipkap	Sülze, auch „Jekrösch“ genannt.
Klaaterhoot	Klafterholz, aus gespaltenen Baumstämmen, ca. 1m langes Brennholz, das zu Scheiten zersägt wird.
Klabater	in der Karwoche (statt Glocken) benutzte Klapper.
Öm Posche	(= Ostern) woat klabatert.
klabitere	klirren. Dat Vänster klabiterde.
Kladderdatsch	Geräusch, wenn etwas zu Boden fällt. Kladderdatsch, do vale méch de Loepele
Klamatsch	manuelle Seilwinde
Klander	(frz. calandre = Maschine zur Bearbeitung von flächigen Werkstoffen, z. B. Textilien), Appretur in Stoffen
Klauert	faustdicker Stein. Mét Klauerte klääne (=werfen).
Klauhans	Dieb
klémpere	klimpern. Op'ne Piano klémpere
klinschekléng	kllitzeklein, winzig
Klomel	Trödel, schlecht funktionierende Maschine. Dat és mä Klomel.
Klötsch	Kopf. Dä hat'n helle Klötsch.
Klüüt	Brennstoff. Mischung aus Kohlengries und Lehm
Knaster	schlechter Tabak. Dä päep mär ömmer Knaster
knépe	mit Murmeln spielen. I-je Külsche knépe
knibele	Knabbern. Kning knibele ajen Muure
Kniitekop	blasser Mensch. Schimpfwort für die Ew. von Henri-Chapelle.
knodele	sudeln, kleckern. Ömmer mét de Vénger knodele.
Knosch	Knorpel im Fleisch
Knülpäng	(Schimpfwort), Dickschädel
Knuvel	Finger. Dä hauw de Knuvele neét réng.
Köchepéter	Koch, Küchenmeister. Bliev ut de Käetele, Köchepeter!
Kokelbok	Purzelbaum, Überschlag
Kokelööres	(scherzhaft) Hahn
Kompeljong	(frz. compagnon, Gefährte), Freund, Kumpan, Kamerad

Könenske	(Vogel), Zaunkönig
Konterbassong	(Instrument, frz. basson = Fagott), Doppelfagott
Koorpistong	(Instrument), Klapphorn
Kooverbrétsch	Pritsche im Kälberstall. De Koover stonge op'n Kooverbretsch.
Kornemüüs	Instrument, (frz. cornemuse), Dudelsack
Kösch	Pfeife (abschätzig). Opa trook ajene Kösch.
kötaaf	barsch, kurz angebunden
kötbej	in der Nähe. Dr Bletz és kötbej ääjeschlaare.
kraakevool	zum Bersten (Krachen) voll. Dr Pinak wor kraakevool.
Krametsvorel	Krammetsvogel, Wacholderdrossel
Krämpel	alter Kram, Plunder. Döj dä Krämpel op Sij.
Krap	Schorf. En dicke Krap op die Wond
Krébebiiter	(Pferd) Krippenbeißer
Kréém	Mutterschwein, Sau (auch als Schimpfwort)
krééte	piesacken, ärgern (s. spiitdue)
Kréelkool	Holzkohle
Kréelprümke	Schlehe, Frucht des Schlehdorns
Kriekel	Heimchen, Hausgrille. Kriekele op'n Kull
Kriemerwelsch	Kauderwelsch, unverständliche Sprache
Krienhoos	(frz crier = schreien) Schreihals
Krikrak	Streit. Die hant at wérem Krikrak
Krodel	Kröte. Vör hant Krodele ijene Jaade
Kroompot	Kleiner Laden, Kleinkrämer, jemand, der sich mit Kleinigkeiten abgibt
Kroow	Gesindel, Pöbel. Dat sönt Kroowpöngele
krötelech	reizbar, schlecht gelaunt (von „kritteln“ = nörgeln, kleinliche Kritik üben)
krue	pflücken. Graas kruewe vör de Kning
Kruenekraane	(Vogel), Kranich. De Kruenekraane trécke
Krütsbrank	(sehr alt) , Bittprozession. De Krütsbrank no'e Éckske
Ksilophon	Xylophon
Kuelmöjsch	Heckenbraunelle
Kujelmujel	Kuddelmuddel, Durcheinander. Alles i énge Kujelmujel (Dörejenée)
Kukepiip	(ein Kinderspiel), Kukepiip schpäle
Kulekop	Kaulquappe; hässlicher Mensch, bes. mit Glatze

Küte	Eingeweide, Spanferkel, Schwein.
Jet ijen Küten haa	(frz. cul de sac), Sackgasse
Kütsak	auffallend kleiner Mensch
Küükebéén	ständig klagender Mensch. Dat és en Kümschottel
Kümschottel	Frau (Tier) mit anstößigem Verhalten. Die Küüréj
Küüréj	Eingeweide der Tiere
Küüt	(Kuut = Nasenschleim), scherzhaft f. Schnurrbart
Kuuteprämser	schwabbelig, schwammig, fett und wackelig
kwabelech	Schwiele. Dä hat Kweate ajen Puuhte
Kweat	hervorsprudeln. Et kwélt Waater ut-en Äed
kwéle	Weihwaasserwedel, Quaste.
Kwéspel	Pastuur kwéspelt Wiihwaater
Kwétschbüll	Akkordeon, Ziehharmonika.
	Hol dr Kwétschbüll, vör danze

Schloss Lontzen

von Albert Heusch

Der interessante Bericht von Herrn Günter Martinius in Nr. 85 unserer Zeitschrift „Im Göhlthal“ (Februar 2010, S. 40-43) macht im orts- und familiengeschichtlichen Interesse einige Ergänzungen und Korrekturen sinnvoll.

Die freiherrliche Familie von der Leye, ein aus Wiedenbrück stammendes westfälisches Geschlecht, kam erst nach Lontzen, als Philipp Frhr. Ostman von der Leye (1864-1937) am 2. Mai 1905 Rosa Nellessen (1875-1951), Tochter des Aachener Tuchfabrikanten Leo Nellessen und seiner Gemahlin Maria geb. Lingens heiratete. Beide starben in Lontzen.

Leo Nellessen hatte Schloss Lontzen 1882 von den Erben des A. J. Jules de Grand'Ry gekauft; sein Bruder Theodor Nellessen residierte später auf der bei Kelmis/Hergenrath gelegenen Emmaburg.

Aus der Ehe Ostman-Nellessen gingen 2 Töchter hervor: Die ältere, Marie-Anne (gen. May), heiratete in erster Ehe 1938 in Aachen den 1896 in Eupen geborenen Dr.-Ing. Leo Zimmermann, Baurat, gestorben in Brüssel 1952, und in zweiter Ehe 1957 in Namur den kaufmännischen Direktor Maurice Marchant, geboren 1906 und gestorben 1984 in Namur.

Beide Ehen blieben kinderlos.

Die jüngere Tochter Conchita (gen. Concha), geboren 1913 in Bonn und gestorben 2001 in Aachen, heiratete in erster Ehe 1938 in Aachen Heinrich Lingens, Tuchkaufmann, geboren 1908 in Aachen und gestorben 1968 in Obertshausen (Main), und in zweiter Ehe 1971 ebenfalls in Aachen Dr. med. Hermann Everken (geb. 1907 in Bad Lippspringe, gest. 1978 in Aachen), Facharzt für Gynäkologie.

Aus ihrer ersten Ehe gingen die von G. Martinius erwähnten beiden Söhne, Dr. Eric Lingens (1939-2009), Gerichtspräsident i. R., und Manfred Lingens (geb. 1940) hervor.

Die beiden Töchter und Erbinnen der Baronin Ostman von der Leye geb. Nellessen verkauften Schloss Lontzen 1951 an Pierre de Walque, Gerichtspräsident des Appellationshofs zu Gent, der den Besitz seinerseits 1958 an die Bruderschaft von St. Gabriel veräußerte. Diese katholische Genossenschaft hatte in der Folgezeit wohl Nachwuchsprobleme und verkaufte den Besitz später weiter.

Jahresrückblick 2010

von Herbert Lennertz

Zu der traditionell am dritten Sonntag im Januar, dem 24.01.2010, stattfindenden **Jahreshauptversammlung** im Kelmiser Kulturzentrum Select konnte der Präsident eine recht positive Bilanz vorlegen. Alle Veranstaltungen hatten bei den Mitgliedern ein gutes Echo gefunden. Es waren:

1. Am 7. März 2010: Das **Curtius-Museum** in Lüttich, zu dem Helene Bings die Teilnehmer einer Ausfahrt führte.

„Fünf Perlen in einer Schale“ nannte ein BRF-Journalist diesen Museumskomplex, der seinen Namen dem Lütticher Kaufmann Jean de Corte (latinisiert Curtius) verdankt. Dieser war mit Kriegsgeschäften zu Wohlstand gekommen und hatte sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein repräsentatives Stadthaus bauen lassen.

Bei einer 2003 vorgenommenen Umgestaltung und Renovierung wurden mehrere vordem getrennte Sammlungen zusammengeführt.

Das „Große Curtius“ gibt Einblick in die Vor- und Frühgeschichte des Maasraumes, die Christianisierung, die Merowingerzeit, die Renaissance (Lombard) und den Lütticher Barock (Delcour).

Die Themensammlungen (Glas, Waffen, Kunstgewerbe...) sind klar und übersichtlich geordnet und

Die Themensammlungen (Archäologie, Glas, Kunstgewerbe, religiöse Kunst, Waffen) sind anschaulich präsentiert und geben dem Besucher einen weit gespannten Überblick über die vielen Facetten des Lebens und der Kunst im Lütticher Maasbecken.

2. Am 10.04.2010 führte Helene Bings durch **Kelmis** und begab sich auf die Spuren von „Mördern, Dieben und Schmugglerbanden“. Es war eine Rückschau auf das Kelmis des 19. Jahrhunderts, das als „Neutral-Moresnet“ ein kurioses Dasein kannte.

3. Erfreulich viele Wanderfreunde hatten sich am 16. Mai 2010 zu einer von Hans Klein geführten Wanderung rund um **Hergenrath** eingefunden. Unter Umgehung der Hauptverkehrswege war es möglich, auch weniger bekannte Außenbezirke (Moosbend, Tiffes, Königsweg...) zu erreichen. Besondere Anziehungspunkte (Luisenstollen, Hammermühle und Hammerbrücke) wurden kommentiert.

Von der Göhlthalbrücke erklommen die Wanderer über einen steil an-

steigenden Pfad das Plateau über dem Göhlthal, wo man auf den Weg von Prester nach Hauset stößt und durch den Wald nach Hergenrath zurückfindet. Eine landschaftlich und geschichtlich reizvolle Wanderoute!

4. Am 5. Juni 2010 stand unter der Leitung von Gaby Regulla eine Ausfahrt nach **Wuppertal** auf dem Programm.

Die Metropole des Bergischen Landes rühmt sich – und zu Recht – ihrer Grünanlagen und der markanten Schwebebahn.

Das „Museum für Frühindustrialisierung“ bildet gemeinsam mit dem Stadtarchiv in Unterbarmen „das historische und kulturelle Gedächtnis“ der Stadt Wuppertal, die 1929 durch die Zusammenlegung von Elberfeld und Barmen mit mehreren bis dahin selbständigen Gemeinden zur Großstadt wurde.



Ein architektonisches Juwel ist der 1838 als Sternwarte von dem Textilfabrikanten Engelbert Ellert errichtete „Elisenturm“ in der Hardt-Anlage, direkt am botanischen Garten, so benannt nach Elisabeth von Bayern, der Gemahlin König Friedrich-Wilhelms IV. von Preußen.

Seit 1972 ist Wuppertal auch Universitätsstadt („Bergische Universität“). Das genannte Museum im Stadtteil Barmen versteht sich als industrie- und sozialgeschichtliches Museum und thematisiert alle Facetten der frühindustriellen Entwicklung im Tal der Wupper, wo schon früh der Textilsektor eine hervorragende Rolle erlangt hat. Die Ausstellung ist so konzipiert, dass der Besucher die Entwicklung vom Spinnrad zur „Mule Jenny“ (Spinning Jenny) und vom Handwebstuhl bis zu den komplexen Lochkartenmaschinen u. ä. verfolgen kann.

Auch der soziale Aspekt findet die notwendige Berücksichtigung.

Die Wuppertaler Bandweber exportierten ihre Produkte (Spitzen, Litzen, Posemente, Elberfelder Leinen) in alle Welt, so dass diese Region im bergischen Land auch das „Manchester von Deutschland“ genannt wurde.

Der Museumsbesuch (mit Anschauungsunterricht!) fand eine schöne Abrundung bei einem Gang durch die ausgedehnten Grünanlagen der Stadt und führte zu „einem der schönsten botanischen Gärten Deutschlands“. Das Parkgelände auf der Hardt ist eine besondere Augenweide!

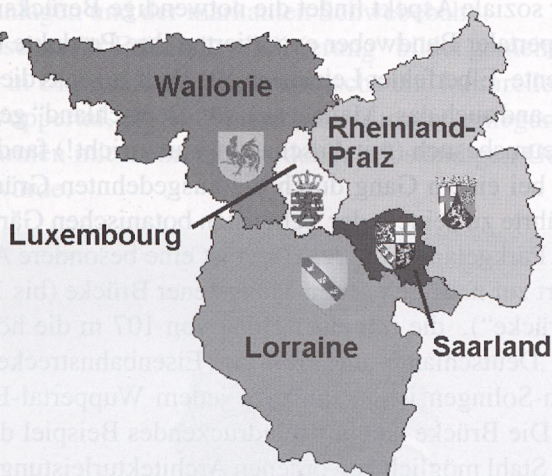
Eine Fahrt zur nahe gelegenen Müngstener Brücke (bis 1918 „Kaiser Wilhelm-Brücke“), die mit einer Höhe von 107 m die höchste Eisenbahnbrücke Deutschlands und Teil der Eisenbahnstrecke Wuppertal-Oberbarmen-Solingen ist, kann man jedem Wuppertal-Besucher nur empfehlen. Die Brücke ist ein beeindruckendes Beispiel der durch den Einsatz von Stahl möglich gewordenen Architekturleistungen und zählt zu den wichtigsten technischen Denkmälern des Rheinlandes.



Die Müngstener Brücke

Erbaut wurde diese Talbrücke 1894-1897. Über 5000 Tonnen Stahl und 950.000 Nieten wurden dabei verbaut. (Den „goldenen Niet“ hat man bisher vergeblich gesucht!)

5. In die **Euregio Saar-Lor-Lux** führte uns eine dreitägige Studienreise vom 17. bis 19. September 2010, die von Helene Bings und Gaby Regulla geführt wurde. „Grenzenlos, grün und charmant“ nennt sich das Dreiländereck Saar – Lothringen – Luxemburg.



Das Saar-Lor-Lux Gebiet



Von unserem Hotel in Eppelborn (nahe Saarbrücken) waren alle Ziele leicht zu erreichen.

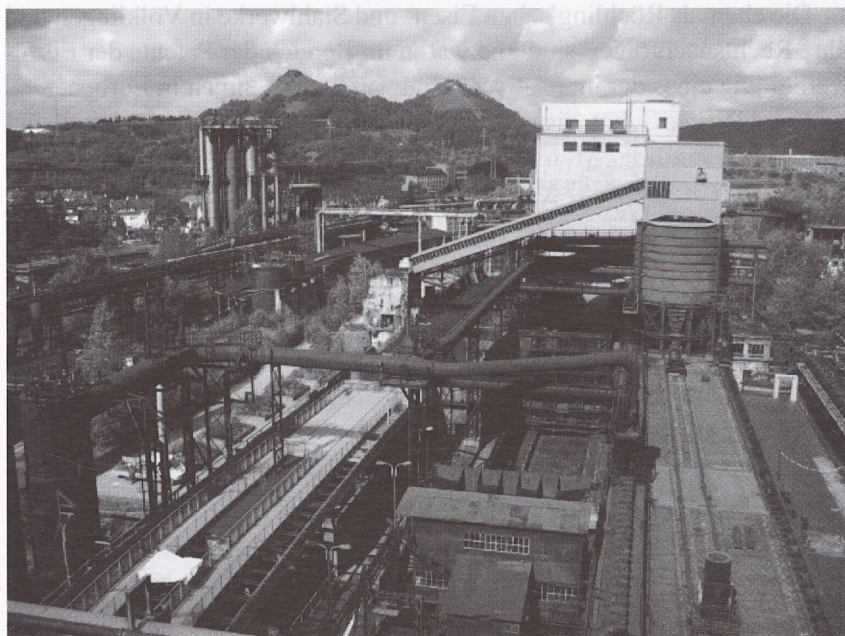
Unsere Fahrt legte den Akzent auf das Saarland als Industriegebiet (Schwerpunkt Kohle und Stahl, (dargestellt am Beispiel der Völklinger Hütte bei Saarbrücken), als Beispiel barocker Architektur (Friedrich Joachim Stengel), als umstrittenes Grenzland (Festungsbau in Sarlouis) und als touristische Perle (Mosel, Saar).

Die saarländische Barockstraße ist vor allem durch die überragende Persönlichkeit des Architekten Friedrich Joachim Stengel (1694-1787) geprägt.

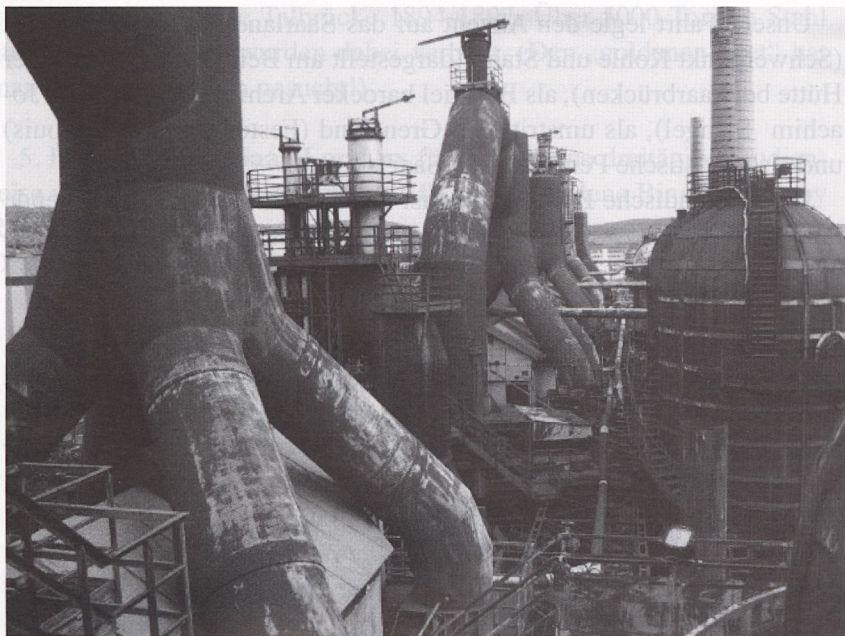
Völklingen. Wo man die Zeit angehalten hat.

Eine große Anschlagtafel am Eingang des Hüttenwerks beschreibt die Völklinger Anlage als „Ort der Innovation, Symbol für menschliche Schöpferkraft“, wo die Elemente Feuer, Wasser, Erde und Luft in der gigantischen Maschine Völklinger Hütte zu einer neuen industriellen Schöpfung durch den Menschen verbunden werden.

Die 6000 qm große Gebläsehalle hatte mit ihren gigantischen, weltweit einmaligen Maschinen seit dem Jahre 1900 keine andere Aufgabe als Luft für die Hochöfen zu produzieren, um dort das Feuer für die Eisenschmelze auf nahezu 2000 ° Celsius zu entfachen.



Völklinger Hütte, Gesamtansicht



Wie die Fangarme einer Krake legen sich die riesigen Stahlrohre auf die Ofenanlage.

Die ehemals Röchling'schen Eisen- und Stahlwerke in Völklingen und ihre Rechtsnachfolger sind und waren im Bereich der Patente der Eisenverhüttung eines der innovativsten Industrieunternehmen in Europa.

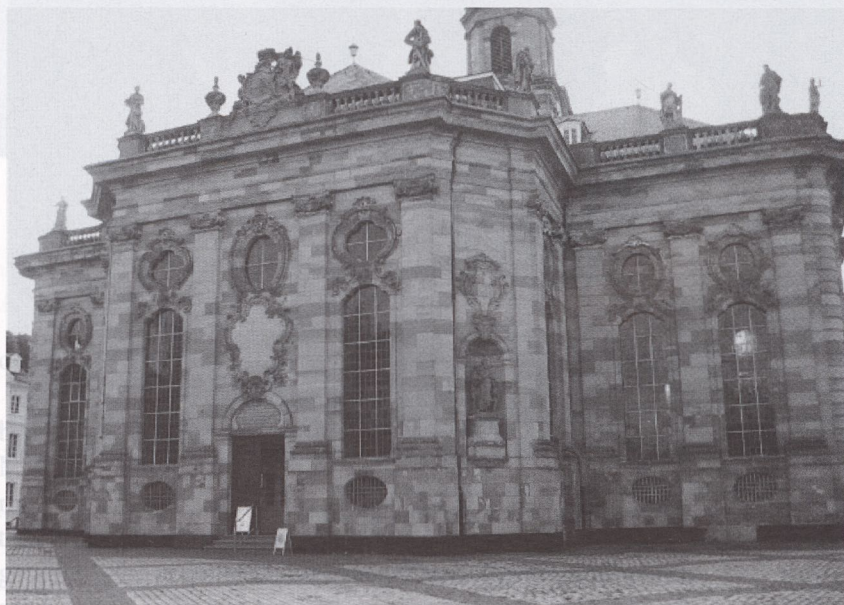
Die UNESCO hat die Völklinger Hütte als Industriedenkmal und kulturelles Erbe der Menschheit eingestuft. Damit ist der Erhalt dieses einmaligen Stahlkomplexes auch für die kommenden Generationen gesichert.

Ottweiler bietet einige markante Beispiele Stengel'scher Architektur. F. J. Stengel war Generalbaudirektor der Fürsten von Nassau-Saarbrücken und zeichnete als solcher auch in Ottweiler für mehrere repräsentative Bauten verantwortlich. Dazu zählt auch der so genannte Pavillon im Herrengarten.

In **Saarlouis** erhielten wir nach fachkundiger Einleitung im Rathaus Einblick in eine französische Festungsanlage, die als Beispiel für die Festungswerke von Vauban gelten kann. Ludwig XIV. hatte Lothringen 1671 besetzt und es im Frieden von Nymwegen 1679 behauptet. Zur Sicherung der neuen Ostgrenze gab er 1680 seinem Festungsbauer



Das als „Pavillon“ bekannte, an den Ufern der Blies errichtete barocke Haus mit Rosengarten, erbaut 1758/59, trägt die Handschrift des Generalbaudirektors Friedrich Joachim Stengel.



Die evangelische Ludwigskirche in Saarbrücken, ein Werte Stengels, wird als eine der schönsten Predigtkirchen Deutschlands angesehen.

Vauban den Auftrag zur Errichtung der Stadt und Festung Saarlouis. Bei einem Rundgang entlang der Festungsanlagen bekommt man eine Vorstellung von der genial konzipierten Anlage, wo Vauban unter Rückgriff auf einen Altarm der Saar und Bau von Schleusen und Wehren den Fluss auf einen Wasserstand bis zu 6 m über den gewöhnlichen Wasserstand stauen und die ganze Umgebung unter Wasser setzen konnte. Damit wurde Saarlouis uneinnehmbar!

Im Pariser Vertrag vom 20. November 1815 musste Frankreich Saarlouis und drei andere Festungen an die Verbündeten abtreten. Preußen war Saarlouis schon am 3. November 1815 zugeteilt worden.

Nach 1815 verstärkte Preußen die Festung bedeutend und unterhielt dort gegen Ende des 19. Jahrh. eine etwa 2000 Mann starke Garnison. Saarlouis war die äußerste Grenzfestung Preußens nach Westen. Das Stadtbild blieb jedoch bis heute französisch geprägt.



Das Rathaus von Saarlouis war am Tage unseres Besuches Drehort zu einem historischen Film mit Vauban.

Der Festungsbauer - mit den Plänen der Festungsanlagen in der Hand - stellte sich zum Erinnerungsfoto mit den Göhltern.

Ein Besuch im **Keramikmuseum** von Villeroy und Boch, untergebracht in Mettlach, am Saarufer, in einer ehemaligen Benediktinerabtei, führt mit den Themenbereichen „Erlebniswelt Tischkultur“, dem „Keramikmuseum“ und dem „Informationszentrum Bad, Küche, Fliesen und Wellness“ zu einer Zeit- und Entdeckungsreise in die einzigartige Vergangenheit und Gegenwart von Villeroy und Boch. Seit 1809 war in der vormaligen Benediktinerabtei am Saarufer eine keramische Fabrik untergebracht.



Die riesige Saarschleife bei Mettlach bzw. Cloef ist „ein Schelmenstreich der Natur“ und wird von Tausenden von Besuchern bestaunt.

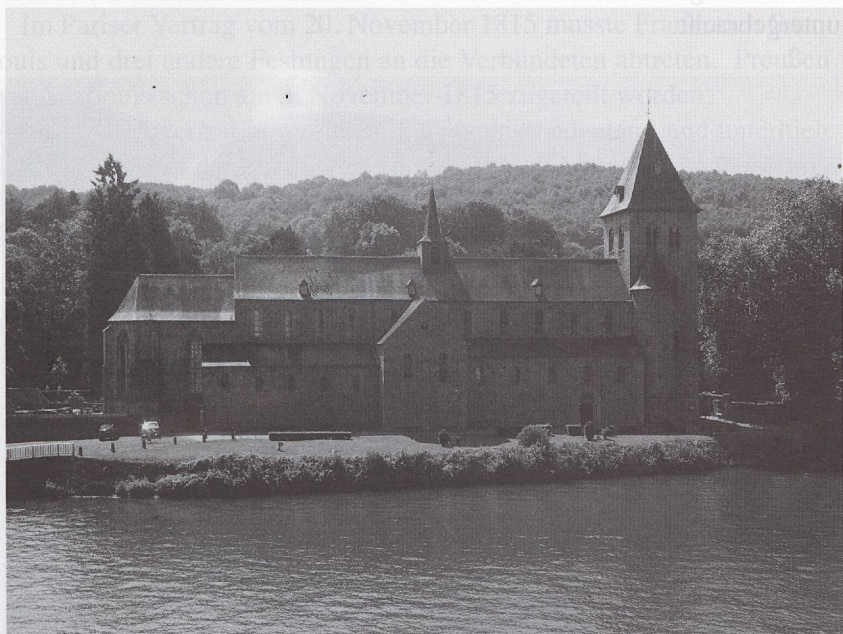
Vom Aussichtspunkt Cloef hat man einen reizvollen Blick auf die Schleife.

6. Das **Maastal** war Ziel einer Tagesfahrt, die am 30.10.2010 unter der Leitung von Alain Brose stattfand.

Obschon dieses Tal „vor unserer Haustür“ liegt, zählt es nicht zu den bevorzugten Ausflugszielen der Ostbelgier. Sehr zu Unrecht! Was das Maastal nämlich zu einem weitgehend unbekannten Schatzkästchen macht, sind nicht nur die landschaftlichen Reize der felsigen Uferpartien (ein Kletterparadies für die Alpinisten!), sondern auch der außergewöhnliche architektonische Reichtum eines Gebietes, das trotz zahlreicher kriegsgeschichtlicher Ereignisse vergangener Jahrhunderte ungezählte Kirchen, Burgen und Schlösser als Aushängeschilder präsentieren kann.

Einige dieser Kostbarkeiten hatte Alain Brose in sein Besichtigungsprogramm aufgenommen.

Zunächst **Hastières**, wo die um 900 von irischen Mönchen gegründete ehemalige Benediktinerabtei ein bemerkenswertes Beispiel ottonischer Baukunst darstellt. Die ältesten erhaltenen Bauteile (Turm, Schiff und Krypta) gehen auf die Jahre 1033-1035 zurück.



Hastières. Die ehemalige Abteikirche

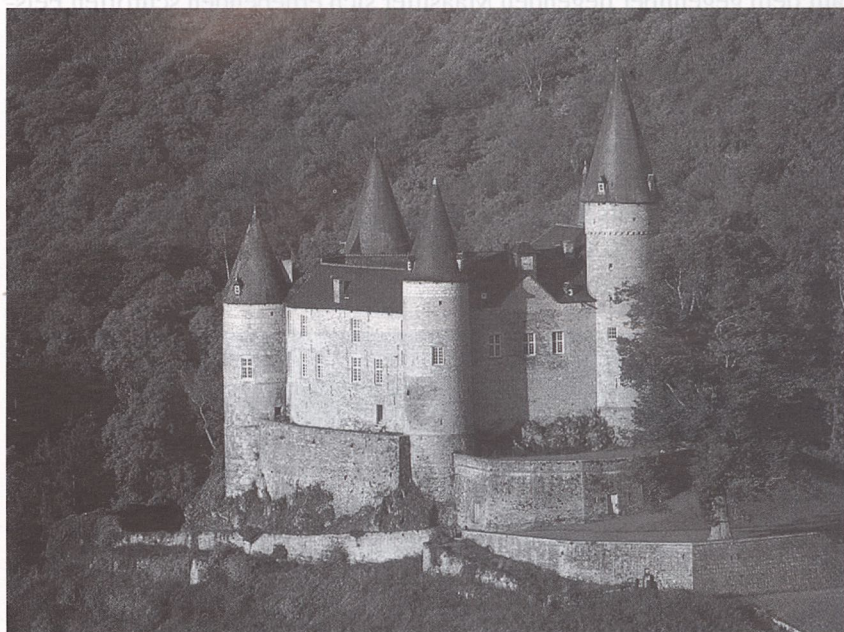
In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde der romanische Chor durch einen Bau im gotischen Stil ersetzt, wobei Romanik und Gotik eine harmonische Verbindung eingingen.

Die bemerkenswerten Chorgestühle mit ihren Miserikordien entstanden 1443.

Der Besuch der ehemaligen Abteikirche gab dem Reiseleiter die Gelegenheit, auf die Besonderheiten der Architektur und der Inneneinrichtung hinzuweisen. Erwähnen wir nur die merowingischen Grabsteine in der Krypta, das Kreuzgratgewölbe der Chorpartie, die Reste romanischer Fresken aus dem 12. Jh. sowie Skulpturen aus der Renaissancezeit.

Ein 1983 von Readers Digest veröffentlichter Reiseführer („La Belgique Buissonnière“) stellt Schloss Vêves in Celles a. d. Lesse als ein Märchenschloss dar: „Es war einmal ein wunderbares Märchenschloss mit dicken Mauern und fünf Türmen, deren spitze Kegelhauben die Täler von Ry und Mirande überragten...“

Vêves, liebevoll auch „Dornröschenschloss“ genannt, war im 8. Jahrhundert ein Lehen des Pippin von Herstal, des Vaters Karls des Großen.



Das „Märchenschloss“ Vêves

Im 12. Jahrhundert ließen die Grafen von Liedekerke-Beaufort eine Burganlage errichten. Diese Familie blieb über Jahrhunderte im Besitz von Vêves, das mit seiner Einrichtung (Möbel, Porzellan, Waffen, Geschichtszeugnisse...) einen schönen Einblick in die Wohnkultur vergangener Zeiten bietet. Aus seiner langen und bewegten Geschichte hat das Schloss Erinnerungen aus 1200 Jahren aufbewahrt und bietet eine Anthologie der Wehr- und Prestige-Architektur. Vêves lebt durch die Vielzahl der ausgestellten Objekte. Das Schloss ist auch als Kulturzentrum ein Anziehungspunkt.

Die Grafen von Liedekerke-Beaufort, die die Burg seit ihren Anfängen bewohnt hatten, haben dieselbe im 19. Jahrhundert für einen komfortableren Neubau in Noisy aufgegeben.

Nach Hastières und Vêves führte die Maasfahrt uns nach **Freÿr**, dessen Schloss aus dem 18. Jh. in den für das Maastal typischen Baumaterialien (Backstein mit Tür- und Fenstergewänden aus Kalkstein) errichtet wurde.

Freÿr liegt in einer schönen, von Le Nôtre inspirierten Parkanlage, die mit ihren Wasserspielen, der Orangerie und dem kunstvollen Schmiedewerk europaweit bekannt ist. Besonders beeindruckend sind auch die auf dem gegenüber liegenden Maasufer sich erhebenden schroffen Felspartien.

„Das Plätschern der Springbrunnen, der Duft der 300 Jahre alten Orangenbäume und die 6 km langen labyrinthförmigen Laubengänge werden Jung und Alt begeistern“. So ein Auszug aus einem für die Schlossbesucher bereitliegenden touristischen Faltblatt.

Freÿr war ehemals Sommerresidenz der Herzöge von Beaufort-Spontin, die hier über 20 Generationen gelebt und Schloss und Parkanlage liebevoll gestaltet haben.



Freÿr im Tal der Maas besitzt ein besonders mildes Mikroklima. Hier wurde früher sogar Wein angebaut. Das Renaissance-Schloss erhielt sein heutiges Aussehen im 18. Jh. Das „Mini-Versailles“ einige Kilometer unterhalb Dinant ist „ein zeitloser Ort“.

